
Princeton University Library
32101 067494516

SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

VIII.

WAHRHEITSUCHER

II.



PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1906

WAHRHEITSUCHER

ROMAN VON

JOSEF LAICHTER

AUS DEM BÖHMISCHEN ÜBERTRAGEN VON

ROBERT SAUDEK

II.





PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1906



Buchdruckerei »Unie« Prag

ERSTER TEIL.

I.

An einem schönen Julitage fuhr Jenda mit seinem Vater mit der Westbahn nach Prag, es war das erstemal wieder nach einem Jahre. Er hatte gerade seine Strafe in Bory abgebüſst und kehrte nun in die Freiheit zurück.

Er war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt. Seine Wangen waren bleich geworden und seine Augen, die sonst in einer steten freudigen Begeisterung geleuchtet hatten, hatten den alten kindlichen Glanz verloren. Viele Gefühle durchwogten sein Herz, mannigfaltige Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, als er jetzt dem Leben wieder entgegeneilte. Er sprach jedoch wenig, er konnte nicht aussprechen, was in ihm vorging. Es war ihm sogar unangenehm, seinem Vater in die Augen zu sehen, er wandte sich oft ab und lehnte sich aus dem Fenster heraus. Er lieſs seine Blicke über die weiten, wogenden Getreidefelder schweifen und vergaſs ganz, daſs er sich in Gesellschaft seines Vaters befand.

Als er sich umwandte, spielte ein stilles, verträumtes Lächeln um seine Lippen. Er kehr-

te wieder zum Fenster zurück und fühlte, dafs es am besten wäre, in die Einsamkeit zu flüchten und den Kopf in den Schofs der saftvoll grünen Natur sinken zu lassen, um alles auszuträumen und durchzudenken, was sich in ihm innerhalb der starren, grauen Wände des Staatsgefängnisses angehäuft hatte.

Baumeister Hrubý schwieg und störte Jenda nicht; er schien sein Stillschweigen zu begreifen. Er wollte sich ihm nicht aufdrängen und hing seinen eigenen Gedanken nach. Er dachte darüber nach, wie sich Jendas Zukunft gestalten würde, was aus ihm werden solle und welche Stellung er ihm im Leben sichern könnte, da er nach alledem, was vorgefallen war, seine Studien nicht beenden konnte. Und so safsen sie schweigend nebeneinander, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Prag näherte sich. „Gott sei Dank," sagte der Baumeister. „Ach was," fuhr er fort, „wirf jetzt alle Sorgen und Grübeleien von Dir, Jenda!"

Jenda lächelte dem Vater dankbar und zärtlich zu. Sie fuhren durch Smichov und dann rund herum um Prag und stiegen am Franz-Josephsbahnhof aus. Auf dem Bahnhof wartete die ganze Familie. Frau Hrubý mit der zwanzigjährigen Ottilie, Venouš, aus dem unterdessen ein Akademiker geworden war, der grofse Knabe Oldřich und die heranwachsende Libuša in kurzen Röckchen und gelben Stiefelchen.

Jenda sprang aus dem Wagen. Er zwang sich zu einem Lächeln, aber seine Augen trübten sich, als er der Mutter und den Geschwistern den Begrüfsungskufs gab.

„Alles ist vorüber, ich bin wieder in euerer Mitte,“ sagte er mit einem tiefsinnigen Seufzer.

„Was habe ich mich nach Dir gebangt, mein Kind!“ sagte Frau Hrubý.

Sie nahm ihn beim Arm und musterte ihn sorglich und liebevoll.

„Und was machst Du, Ottilie?“ warf Jenda hin; er wufste nicht recht, was er Ottilie sagen sollte.

Dann schwieg er wieder. Er sagte das alles, nur um überhaupt etwas zu sagen, das Sprechen fiel ihm schwer, obgleich sein Herz zum Überfliefsen voll war.

Vor dem Bahnhof wartete der Wagen, in den er, seine Eltern und Ottilie einstiegen.

Als der Wagen vor dem Haus hielt, wurde Jenda von dem Portier und seiner Frau bewillkommt. In der Wohnung begrüfsten ihn die Dienstmädchen.

Jenda blieb inmitten des Wohnzimmers stehen und sah durch die Portieren in den Salon und das anstofsende Speisezimmer. Er sah sich nach rechts und nach links um und freute sich, als er im Speisezimmer eine lange, geschmückte Tafel erblickte. Man hatte sie seinem Empfang zu Ehren besonders festlich hergerichtet, sie war zierlich gedeckt, und einige Blumenvasen gaben dem Ganzen ein freudiges Aussehen.

„Das — — das — —“ stammelte er lächelnd.

„Wir wollen Deine Wiederkehr feiern!“ sagte freudig erregt der Baumeister.

„Sie haben Dich dort wohl schlecht gefüttert,“ sagte mitleidig Frau Hrubý.

„Ach was, Mama — das Essen — das wäre schon ganz egal — aber —“ und Jenda machte eine abwehrende Handbewegung, als wollte er damit sagen, dafs noch sehr viel über diesen Gegenstand zu sprechen wäre, und dafs er mancherlei erzählen könne, dafs er aber wahrlich keine Lust dazu habe.

„Nun zeig' Dich 'mal, Jenda,“ sagte Frau Hrubý, indem sie ihn bei der Hand nahm. „Ich mufs Dich erst 'mal ordentlich anschauen. Was haben wir für Sorgen um Dich gehabt. Gott sei Lob und Dank, dafs das alles hinter uns liegt.“

„Das ist vergangen und vergessen,“ fiel ihr schnell der Baumeister ins Wort. „Sprechen wir nicht mehr davon.“

II.

Man setzte sich zu Tisch. Der Baumeister bediente Jenda selbst, und Jenda war ganz rot vor Verlegenheit und wollte dem Vater wehren. Ja, es schien ihm sogar, dafs die sorgsame Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit, mit der sein Vater ihn überhäufte, ein wenig unnatürlich und lächerlich wäre. Aber schliefslich wurde ihm doch wohl und warm ums Herz, als sich alle Familienmitglieder mit gleicher Liebe um ihn bemühten.

Man bat ihn, endlich von seinen Erlebnissen zu erzählen, und er selbst fühlte das Bedürfnis sich auszusprechen. Aber die Erregung arbeitete noch so mächtig in ihm, dafs er nicht

die rechten Worte fand; so ging das Mahl ziemlich ruhig vor sich, nur hier und da fiel ein Wort. Jendas Augen leuchteten in stillem Glück, und ab und zu streichelte er Libušas Händchen, das in seiner Hand lag. — Erst als der Wein an die Reihe kam, löste sich Jendas Zunge.

Der Baumeister entkorkte selbst die Weinflaschen und goſs ein. Als die Gläser gefüllt waren, erhob er das seinige, blickte Jenda in die Augen und sagte mit warmer und freudiger Begeisterung:

„Auf Deine glückliche Wiederkehr, Jenda! Dir weihe ich dieses Glas — Deinem Wohl! Und daſs Dein Lebensweg fortan schöner und ruhiger sein möge, zum Wohl unseres Vaterlandes und unseres Volkes. Jetzt — des bin ich sicher — jetzt wirst Du Erfahrung gesammelt haben und wirst selber immer den richtigen Weg finden. Die Jugend pflegt stürmisch zu sein, Kopf und Herz sind leicht entflammt, und ganz besonders bei uns, die wir von allen Seiten verfolgt werden und untereinander in Unfrieden leben. Ich sage, Palacký hätte jetzt noch leben sollen, der hätte uns aus allem Wirrsal befreit. Jeník, wir freuen uns alle, daſs Du für das Vaterland gelitten hast, aber, das weiſst Du: auch der Idealismus muſs seine Grenzen haben. Und jedem Menschen, mag er Minister oder Bettler sein, muſs seine eigene Haut etwas wert sein. Und so sei in Zukunft umsichtig, denn durch eine umsichtige Tätigkeit kannst Du Deinem Vaterlande mehr nützen, als durch Übereilung. — Und noch einmal auf Deine glückliche Wiederkehr!"

Dem Baumeister hatte die kurze Rede genug zu schaffen gemacht, er war vor Eifer und Anstrengung blutrot geworden. Alle drängten sich um Jenda, stiefsen mit ihm an und leerten das Glas auf sein Wohl.

Als sich alle wieder ruhig niedergesetzt hatten, erhob sich Jenda, füllte sein Glas und wandte sich den Eltern zu: „Und ich möchte gern auf Euer Wohl trinken, lieber Vater und liebe Mutter,“ sagte er mit warmer Stimme. „Dafs sie mich eingesperrt haben, tut mir jetzt überhaupt nicht mehr leid. Für mich selbst war es in manchen Dingen sehr gut, und es war wohl auch im allgemeinen ganz gut. — Du sagst, Vater, dafs der Idealismus seine Grenzen haben mufs. — Ich denke nicht so. Idealismus mufs ohne Grenzen sein, sonst hört er auf Idealismus zu sein. Übereilt werde ich freilich nicht mehr sein, aber ich darf auch kein Schwächling werden, Du hast recht, ich werde schon den rechten Weg finden. Aber wer glaubt, der Kerker könnte einen festen Willen beugen, der irrt sich. Dort wächst der Mensch und wird fester, und ich fühle, dafs ich wirklich gewachsen und innerlich fester geworden bin. Aber eines kann ich Euch versichern: ich werde Euch keine Sorgen mehr machen! Ich weifs wohl, wie viel Sorgen ich Euch gemacht habe, und ganz besonders Dir, liebste Mutter. — Nein, das soll nicht mehr geschehen — es wäre auch von nun an doppelt unvernünftig. Es genügt, wenn man einmal so eine Prüfung durchmacht. Und ich habe sie durchgemacht und weifs, was ich zu

tun habe. Also noch einmal auf unser Wiedersehen und auf Euere Gesundheit!"

Von neuem klangen die Gläser aneinander und die Stimmung hob sich immer mehr und mehr. Jenda erzählte von seinem Leben im Gefängnis, seine abgespannten Gesichtszüge erhellten sich, er wurde gesprächig. Auch die anderen erzählten, wie sie während der Trennungszeit gelebt, Venouš sprach von den Interessen und vom Leben und Treiben der Studenten, Ottilie rühmte sich mit der Anzahl ihrer Verehrer, und Oldřich und Libuša erzählten von der Schule.

Jenda trat nach einer Weile an das offene Fenster. Die Hände in den Taschen schaute er auf die Strafse herunter.

Es fuhr gerade ein Sommerwagen der elektrischen Bahn vorüber, und da es eben sechs Uhr war, strömte eine Menge Menschen auf das Trottoir. Jenda sah es und hörte das Summen der Menschenstimmen, die zusammenfliefsenden Geräusche der Schritte und der vorüberfahrenden Droschken. Ernste Gedanken stiegen in ihm auf und warfen einen leichten Schatten über sein Gesicht.

— — Da flofs also das Leben — — er sollte wieder ins Leben zurück.

III.

Am nächsten Morgen erwachte er sehr frühzeitig. Er stand aber nicht gleich auf, sondern legte die Hände, die aus den weiten Ärmeln

des Nachthemdes hervorguckten, unter den Kopf und schaute sinnend zur Decke empor, an der eine Fliege summend hin und her flog.

Es überkam ihn ein merkwürdiges Gefühl. Er war nach so langer Zeit zum erstenmal wieder im Vaterhaus erwacht, und er fühlte sich wohl in der heimischen Umgebung. Er sah sich in dem ihm so wohlbekannten Zimmer um und lächelte verträumt: „Wie das alles gekommen ist... gestern wachte ich noch dort auf — in Bory — und heute — schon heute! Ja und gestern dachte ich noch darüber nach, wie alles kommen würde — in welcher Aufregung befand ich mich doch — und jetzt ist schon alles da — jetzt bin ich schon hier!"

Er atmete tief auf. Seine Gedanken wendeten sich der Vergangenheit zu. Die beiden Jahre, die er in Bory verlebt hatte, standen lebhaft vor seinem geistigen Blicke auf, und die Zeit, die seiner Gefangenschaft vorangegangen war. Dann sah er sich plötzlich der Gegenwart gegenüber, die leer und unausgefüllt vor ihm stand. „Was nun?" fragte er sich.

Mit diesen Gedanken hatte er sich sozusagen volle zwei Jahre im Gefängnis herumgequält. Da er ausschliesslich auf sich und die wenigen Bücher, die ihm zu lesen erlaubt waren, angewiesen war, hatte er immerfort über das Leben und ganz besonders über sein Leben nachgedacht.

Unzähligemale hatte er sein bisheriges Leben verworfen und verwünscht, unzähligemal ist er auf einem traurigen Trümmerhaufen

gestanden und war der Verzweiflung nahe gewesen.

Wie hätte er denn sein Leben gestalten sollen, was hätte er tun müssen, wo lag für ihn der richtige Weg? Und ermüdet stand er da, gestikulierte oft wortlos, verteidigte und entschuldigte seine Vergangenheit, alles entschuldigte er und in seinen Adern flofs wieder die Sehnsucht nach Tätigkeit, nach einer glühenderen, grofszügigen Tätigkeit, die mächtiger werden sollte, als die bisherige. Auch die Sehnsucht nach Rache keimte in ihm. „Zahn um Zahn, Auge um Auge!“

Da sann er über seine Nation nach.

In seinen eigenen Qualen empfand er auch die Qualen der Nation, die zu riesigen, dunkeln Gefängnismauern heranwuchsen, in deren Schatten das böhmische Volk sich marterte. Das Blut empörte sich in ihm! In solchen Augenblicken nahm er sich vor, dafs er immer gegen ausbeuterische Gewalt kämpfen werde, dafs er vor nichts zurückschrecken werde, ja, dafs es das einzig richtige wäre, Gewalt gegen Gewalt stellen. „Denn,“ sagte er sich, „ist in der Gewalt alles Böse, so ist in der Gewalt auch die einzige Rettung, die einzige Bedingung eines vollen Lebens,“ so wenigstens hatten es ihn verschiedene fremde Einflüsse gelehrt. In solchen Augenblicken stand er auf festem Boden, er sah klar vor sich und war vollkommen zufrieden mit seinem Leben.

Aber bald stellte sich die Reaktion ein und die Reaktion war schlimm. Dann dachte er daran zurück, womit die fortschrittliche Partei begonnen hatte, welche Ziele er selbst im Auge

gehabt hatte. Er gedachte seiner idealen Träume, seiner Sehnsucht nach einer sittlichen Weltordnung. Und wenn er sich auch einreden wollte, dafs das alles kindlich gewesen war, so wufste er im Grunde doch, dafs darin Glück war. Es war nur natürlich, dafs er später eine andere Weltanschauung angenommen hatte, als er sah, dafs das Leben so wenig dem Bilde glich, das er sich in seinen Träumen davon gemacht hatte. „Was ist denn der Mensch?“ dachte er. „Und doch —!“ Und sein Kopf fiel auf die Brust herab und wieder seufzte er: „Und doch!“ Und er fragte sich, ob der Umschwung in seinen Anschauungen eine Notwendigkeit gewesen war, und ob das, was darauf gefolgt war, wirklich habe kommen müssen. Und traurig schüttelte er den Kopf: „Nein, nein! Es hätte nicht kommen dürfen! Lieber die Welt schief ansehen, nicht sehen, was der Mensch ist und was entscheidend ist im Leben, lieber zwischen seinen Träumen taumeln und auf der ursprünglichen, idealen Höhe sich erhalten, als diese Wahrheit! Nein, es hat nicht kommen müssen!“

Und sobald er sich das erst gesagt hatte, verfiel er in das entgegengesetzte Extreme. In solchen Augenblicken mufste er auch an seinen sittlichen Fall denken und er verfluchte sich selbst und klagte und jammerte. Und wenn auch alle Menschen so leben, sagte er sich, und wenn es auch tausendmal wahr ist, dafs der Mensch nur ein zivilisiertes Tier ist — er durfte nicht. Aber ändern liefs sich nichts mehr. Elend war er und die ganze Partei mit ihm.

Das waren schlimme Stunden. Denn in

solchen Stimmungen war ihm sein Gefängnisaufenthalt mit dem Stück verlorenen Lebens nicht als ein freiwillig dem Vaterland gebrachtes Opfer erschienen, sondern als Bestrafung für sein verfehltes Leben, für die verfehlte Richtung der ganzen Partei. „Ich Narr, der ich mich für einen Helden hielt!" hatte er dann gestöhnt. „In strahlendem Lichte wollte ich der Welt erscheinen, als ob ich für eine heilige Sache litte — — und in Wirklichkeit — —. Aber es ist gut so! Ich verdiene die Strafe!"

Und dann sah er im Geiste einen kleinen Buckligen um einen Weihnachtsbaum tanzen und da und dort noch bunte Papierkörbchen oder Zuckerzeug anbringen. Er hörte ihn lachen und vor sich hin summen. — Da plötzlich aber blitzt ein Dolch auf in der Hand des achtzehnjährigen Mörders und fährt in die Rippen des Kleinen und ein Blutstrom ergiefst sich auf den Boden. Und der Bucklige taumelt, erblafst und das Blut strömt und strömt. Blut — ein Dolch — — eine offene Wunde auf einem Menschenleib — — und ein entseelter Mensch, der noch vor einem Augenblick gelebt hatte, liegt auf dem Boden unter dem Weihnachtsbaum. — Ein Schauder überlief Jendas Glieder. „Könnte ich das tun," flüsterte er, „könnte ich den Dolch ergreifen und ihn in den Körper eines lebenden Menschen stofsen?" — Er schlofs die Augen, wandte den Kopf ab und wollte die Gefängnismauern sprengen und herausstürmen, um den Dolch nicht mehr zu sehen — — nie — — nie wieder!

Und wenn ihn jemand gepackt hätte und ihm den Dolch aufgedrängt hätte — er wäre

davor geflohen, als hätte ihn eine giftige Schlange gebissen. Nie und nimmer hätte er das getan! Ach, lieber hätte er sich selbst vernichten, zertreten lassen, lieber hätte er selbst gelitten, als mit dem mörderischen Stahl seine Ziele zu verfolgen.

In solchen Augenblicken der Reaktion befand er sich weltenfern von jeder Gewalttat, ja, es schien ihm eine Unge euerlichkeit, jemals etwas durch Gewalt erreichen zu wollen. Es schien ihm süfs in Demut und in Niedrigkeit zu leben, zu leiden und im Staube zu liegen. Wenn es auch fast wie ein Paradox klang, ihm schien es, als ob das Glück nur im Unglück zu suchen sei. Und dann verwandelte sich ihm der Kerker, in dem er weilte, in einen teueren Zufluchtsort. „Ich büfse hier meine Schuld ab," dachte er, „aber welch ein Glück liegt darin. ‚Glückselig sind die Leidenden, denn ihrer ist das Himmelreich.' Das begriff er jetzt.

Er fühlte innerlich, wie ihm wohl wurde, wie er sich reinigte, und dafs der wirkliche Lebenswert und Lebenssinn nur in der Tiefe des Leidens ist. Er nahm sich vor, sein ganzes Leben nach diesen Prinzipien einzurichten. Und wenn er auch Aug' in Auge der Gewalt gegenüber stehen würde, so wollte er keine Gewalt anwenden, sondern wollte sich lieber von ihr besiegen lassen und glücklich sein. Und so verstand er, dafs es auch für seine ganze Nation ein Glück ist, wenn sie sich nicht im hellen Sonnenlicht sonnte.

Eine Nation, die immer in Glück lebt und sich in Übermut und üppiger Blüte über an-

dere erhaben dünkt — was ist das für eine Nation? Aber so ein armes, sich abmarterndes Volk findet und kennt das rechte Mafs des Lebens, das zu kennen nur den Niedrigen und Bedrückten beschieden ist. Grofs und stark wird die Nation in ihrer Kleinheit sein, grofs und stark, solange sie nicht den erhabenen Thron des Glückes besteigt. Dann hört sie auf zu leiden — dann hört sie auf zu wachsen.

Zwischen zwei gegensätzlichen Polen bewegte sich das ganze Seelenleben Jendas innerhalb des Gefängnisses. Bald fand er sich auf dem einen Pole und bald auf der äufsersten Spitze des andern.

Mit diesen zwiespältigen Gefühlen trat er aus dem Gefängnis und wufste nicht, was er anfangen sollte und wie er sich sein Leben einzurichten habe.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese Gedanken beschäftigten ihn, als er mit verschränkten Armen, an dem Morgen, an dem er zum ersten Mal in seinem Vaterhaus wieder erwachte, sinnend zur Decke schaute.

Er hatte sich mehr zu diesem Nachdenken gezwungen, da er sich an der Schwelle eines neuen Lebens wufste, denn eigentlich empfand er nun ein freudiges Gefühl über das Faktum, dafs er an der Schwelle eines neuen Lebens stand. Sein Gehirn war wie in lichte Schleier gehüllt von den lieben Erinnerungen des gestrigen Tages, als ihn nach so langer Zeit wieder die warme Liebe seiner Familie umgeben hatte. Die Atmosphäre seines Zimmers, zu dessen Decke er hinaufschaute, und das wohlig

warme Lager, auf dem er ruhte, erhöhten in ihm das angenehme Behagen. Seine Seele sehnte sich gar nicht hinauszufliegen aus diesem süſsen Wohlbehagen. Ja, selbst der Zwiespalt, der sonst sein Inneres zerriſs, war wie in nebelige Fernen entschwunden. Seine Gedanken waren ruhig und still. Ihm war, als führe er in einem Kahn auf ruhigen Wässern. — Rechts und links sind Ufer — er weiſs von ihnen — er sieht sie wohl — aber warum sollte er ihnen zusteuern — warum auch nur hinschauen? — Er wollte nur ruhig im Kahn liegen, die Augen schlieſsen, und leicht, leicht auf der glatten Fläche dahingleiten. — —

So etwa war ihm zu Mute. Und die Fliege summte noch immer an der Decke, und er sah ihr unentwegt zu und fühlte nichts als ein stetes Wohlbehagen.

Da glitt ein Sonnenstrahl in sein Zimmer und blitzte hin bis zu seinem Bette. Er sprang aus dem Bett, zog sich die Morgenschuhe an, öffnete die Fensterflügel weit und schaute hinaus. Die Morgenluft erfrischte ihn. Er fühlte sich gestärkt und erfrischt von der verflossenen Nacht, noch unberührt von dem grauen Alltagsleben der Groſsstadt.

Vereinzelte Sprengwagen fuhren über die Straſse, hier und da ging ein Arbeiter vorüber, die Straſse war noch still und menschenleer. Das Groſsstadtleben schlief noch. Jenda atmete tief.

Er wandte sich um und entnahm einer kleinen Tasche, die auf dem Nachttisch lag, eine Zigarette, steckte sie an und blies den bläulichen Dampf in die klare Frühluft. Und

indem er den sich auflösenden Ringen nachschaute, dachte er darüber nach, auf welche Weise er das Leben wieder beginnen solle. Seine Augen leuchteten in frischer Kraft. Er lächelte sehnsüchtig.

Von den Türmen ertönte das Glockenläuten. Sie erweckten die schlafende Stadt. Und das ganze Prag, das da vor ihm lag, schien auf ihn zu warten.

IV.

Am Nachmittag streifte Jenda durch Prag und kam ohne zu wissen, wohin er ging, auf die Sophieninsel, wo ein Konzert gegeben wurde.

Auf den Promenaden ging es schon recht lebhaft zu, als er kam. Die Musik spielte im Pavillon hinter dem Hauptgebäude. Rings herum standen Tische und Stühle, und die mächtigen alten Bäume warfen kühlenden Schatten über sie. Die Herren safsen trinkend unter den Bäumen, die jungen Damen gingen lachend auf und ab. Die älteren Damen safsen erzählend auf den Stühlen an dem Hauptgebäude oder auf den Bänken, hinter denen die Moldau glänzte; sie strickten und häkelten oder sie hielten Lorgnons an den Augen, um die Vorübergehenden zu bekritteln, und unterhielten sich über den laufenden Stadtklatsch.

Die jungen Mädchen sahen sommerlich und duftig aus; harmonische Farben wechselten in

ihren Toiletten, und in ihren zarten schmalen Blusen mit den weiten bauschigen Ärmeln. Fast alle hatten denselben Gang. Zum gröfsten Teil rafften sie mit einer eignen Bewegung der linken Hand die Kleiderröcke, unter denen zierlich und graziös die Spitzen der gelben Schuhchen hervorsahen. Und die offenen oder geschlossenen Sonnenschirme hielten sie mit der Rechten weit, wie ein Szepter, von sich. Alle dankten, wenn sie gegrüfst wurden, auf dieselbe Art. Sie lächelten leicht und dankbar, verbeugten sich — nicht zu viel und nicht zu wenig, so, als ob sie gerade aus der Hand des Tanzmeisters entlassen worden wären. Sie gingen zu zweien und zu dreien oder auch in ganzen Gruppen, und die Mütter gingen hinter ihnen.

In gleichen Gruppen promenierten auch junge Leute, die wohlhabend genug waren, um am Nachmittag müfsig gehen zu können, oder solche, die nur vormittags in den Bureaux beschäftigt waren. Auch die jungen Herren zeigten nicht allzuviele oder charakteristische Unterschiede. Schon von weitem leuchteten ihre weifsen Vorhemden, die von den tief ausgeschnittenen Westen freigelassen wurden, schon von weitem sah man, dafs auch sie fast alle ein und denselben Gang hatten. Beim Grüfsen hoben sie die Hand in einem Bogen an den Hut, und ihre Körperhaltung war so steif, als hätten sie Stöcke verschluckt. Sie warfen den jungen Damen bedeutsame Blicke zu, die von diesen nur heimlich und verstohlen erwidert wurden, da die Mütter hinter ihnen gingen. Nur die Blicke vermittelten

zwischen der Herren- und Damenwelt, im übrigen ging man fremd aneinander vorüber.

Als Jenda dies buntbewegte Bild sah und die schwatzenden und lachenden jungen Mädchen und Herren beobachtete, kam er in eine frohe Laune. Er ging nach der Seite herüber, an der die Moldau flofs, und stand gerade über der Schwimmanstalt. Von dort erschallte das Lachen und Schreien der Badenden. In der Mitte des Flufsbettes wurden plötzlich zwei badende Damen in Schwimmanzügen sichtbar. Hinter ihnen flog, schnell wie ein Pfeil, ein Boot, das sechs gebräunte Sportsleute ruderten. Jenda wurde verlegen.

Er fühlte sich vom Wasser angezogen. Eine Weile blickte er auf die glänzende Fläche, die den blauen Himmel und die Kronen der Bäume, die über die Mauern herüberragten, widerspiegelte.

Und hinter seinem Rücken rauschte das Treiben der auf und ab Promenierenden, erklang die Musik im Pavillon, und dahinein mischte sich das Klirren der Gläser und Teller. Er wandte sich um.

Welch ein Treiben, welch ein Leben zeigte sich seinem Blick!

Aber es war ihm sofort klar, dafs das nicht das Leben war, in das er wieder hinein wollte. Hinter allem, was er da sah, eröffnete sich seinen geistigen Augen eine öde, kalte Leere, eine unnatürliche Geziertheit. Die Männer schienen ihm aufgezogene Automaten, die Mädchen wie Puppen, die sich im Kreise um die Sophieninsel drehten.

„Warum tun sie das eigentlich," dachte er. „Sind diese jungen, freien Menschen hergekommen, um die Musik zu hören? Und die Toiletten, die Hüte, die Schirme der promenierenden Damen, wozu sind die alle gekauft und hergerichtet worden." Jenda sah die begehrlich guckenden Männeraugen, las die Wünsche in den Seelen der jungen Mädchen und sagte sich: „Warum nur — wenn die beiden Geschlechter eines um des andern willen hergekommen sind — warum nur fliegen die jungen Männer nicht hinüber zu den Mädchen, warum zögern die Mädchen, sich den Herren zuzugesellen? Warum sagen sie einander nicht, was sie gelockt und hierhergebracht hat? Warum gehen sie wie Figürchen auf beweglichen Weihnachtskrippen? Warum verbeugen sie sich nach den Anstandsregeln? Und warum gehen dann am Schlufs die Mädchen nach Hause, um die Toiletten in den Schrank zu hängen und sich durch Sensationsromane aufzuregen, während die jungen Leute in die Wirtshäuser gehen, um sich den Abend durch alberne Witze und schlechte Gespräche zu verderben?"

„Ihr jungen Mädchen, wie erbärmlich seid Ihr! Ihr Männer, quält Ihr Euch denn nicht damit ab, auf solche Weise zwei, drei Stunden um einander herumzugehen und auf einander zu schauen, um nachher aus einander zu gehen und nach wenigen Tagen aus demselben Grunde wieder zu kommen? Fühlt Ihr denn nicht, dafs das unwürdig und unnatürlich ist? Dafs es natürlich wäre, menschlich zu reden und sich einander zu nähern! Ist es denn nicht

dumm und unehrenhaft, sich aufzuputzen und sein Äufseres als Lockmittel zu benutzen? und ist es nicht widerlich, sich gegenseitig zu mustern und nach irgend einer aufgeputzten Toilette über sein ganzes Leben zu entscheiden?“

Er war zum ersten- und letztenmale auf der Sophieninsel gewesen.

Bald darauf fuhr er nach Rokytka, wo er den Sommer auf dem Gut verbrachte.

V.

Als er im September von Rokytka nach Prag zurückkehrte, traf er zwei Tage nach seiner Ankunft Mikyška auf der Strafse.

Es war gegen Abend um die sechste Stunde. Jenda ging in die Stadt durch den Čelakovskýpark, und vom Museum her kam ihm ein schlanker, biederer junger Mann entgegen — Es war Mikyška. Mikyška hatte sich seit seinen Studentenjahren nicht sehr verändert, nur kleidete er sich eleganter. Sonst aber lachte der alte Übermut aus seinen Augen. Als er Jenda erblickte, knipste er mit den Fingern in der Luft und beschleunigte seinen Schritt. Er blieb dicht vor Jenda stehen, nahm eine Heldenpose an, neigte den Kopf und sagte: „Hrubý, sind Sie's oder Ihr Geist! Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen Eure Schulweisheit sich nichts träumen läfst. So ungefähr steht es in der heiligen Schrift oder in Shakespeare — — ich weifs es jetzt wirklich nicht, aber ich werde zu Hause nach-

sehen, oder sehen Sie lieber nach, da ich weder die heilige Schrift noch Shakespeare besitze. Wo kommen Sie da auf einmal her? Sind Sie aus der Erde gewachsen oder vom Himmel heruntergefallen?"

„Warum — ich verstehe Sie nicht, Mikyška?"

„Nun, ganz einfach, weil ich dachte, daſs Sie irgendwo in Hinter-Indien säſsen, und weil Sie den ganzen Sommer über keine Zeile von sich gegeben haben, und weil es jetzt überall tot ist, und man nichts findet, wie Unlust und Apathie. — — Sind Sie auch apathisch, Hrubý?"

„Es wäre wirklich kein Wunder, wenn man apathisch würde!" antwortete Jenda.

Mikyška legte die Hand auf Jendas Schultern: „Na, ich für meinen Teil werde nicht apathisch werden, bevor man mich nicht in den Sarg legt."

„Und was werden Sie machen, wenn man Sie in den Sarg gelegt hat?" fragte Jenda.

„Na, dann werde ich stille liegen, aber gegen meinen Willen. Und wohin gehen Sie eigentlich? Haben Sie's eilig? Sehen Sie, ich schleppe mich jetzt aus der Kanzlei wie ein Arbeitspferd und gehe hübsch nach Hause und nehme mein lukullisches Mahl ein, um mir dann wieder den Kopf mit Weisheit vollzustopfen. Hrubý, bedenken Sie, noch zwei Rigorosen habe ich vor mir — — und dazu den ganzen Tag in der Kanzlei zu schuften und sich mit Tagfahrten abzurennen, das sind die Annehmlichkeiten eines Advokatenkoncipienten — — das sind die Sterne — — erinnern

Sie sich, wie oft ich von den Sternen sprach, wie Sie von den Sternen zu sprechen pflegten? Wo sind die Zeiten geblieben! Und dann — werden Sie wieder Abende veranstalten? Werden wir uns wieder ereifern, werden wir wieder auffliegen — wissen Sie, des Abends auf Flügeln, und bei Tage im Staube — — so wenigstens ist es bei mir, bei Ihnen ist es vielleicht anders. Wissen Sie, Hrubý, mir sind schon die ewigen Theorien — — Wo sind die Zeiten!“

Jenda schaute Mikyška fragend an, und wufste nicht, ob er die sentimentale Rede, die er eben geschwungen hatte, ernst gemeint hatte. Aber noch ehe er sich darüber klar werden konnte, fuhr Mikyška fort:

„Und was werden Sie anfangen? — Ach, was Sie! — — Sie sitzen ja auf Ihren Geldsäcken — und Geld, das wissen Sie ja wohl auch, ist heute Alles. Ich möchte Ihnen einen guten Rat geben: Das Beste ist Aktionär zu sein, z. B. Aktionär des Smichover Bräuhauses. In Smichov gibt es Leute, die sich vor zwanzig Jahren Aktien gekauft haben — und heute schauen sie dem lieben Herrgott in die Fenster. Vorzügliche Zeiten — — dann kann man sich schon der Politik widmen. Und unsereiner? — Rigorosen, Advokatenprüfung, Kanzlei — — — und dabei soll man noch Politik machen? — — Und die Juristerei, mein Lieber, ist heute nicht mehr, was sie gewesen ist. Heute mufs der Advokat, wenn er leben will, ein Dieb sein.“

„Schweigen Sie doch, Mikyška, so arg wird es ja doch nicht sein!“

„Ob Sie's mir glauben oder nicht, bei aller Ehrlichkeit mufs er ein Dieb sein. Und übrigens, sagen Sie 'mal, ist heute nicht jeder ein Dieb? Nur auf offener Strafse darf man nicht stehlen. Wenn Sie einem auf der Strafse fünfzig Kreuzer aus der Hand nehmen — eigentlich besteht dafür ein anderer Terminus technicus — so brummt Ihnen das Schwurgericht zwei Jahre auf — aber wenn einer in aller Ehrlichkeit 50.000 stiehlt — Und schliefslich, est ist möglich, dafs wir auf diesem Wege das industrielle Besitzrecht paralysieren, möglich, dafs wir schon jetzt uns dem schönen Traum nähern: ‚was mein ist, ist auch Dein'. Was sagen Sie dazu? Wie erscheint es Ihnen?"

VI.

„Ich weifs wirklich nicht, Mikyška," entgegnete Jenda, „wie Sie das eigentlich meinen. Man weifs nie, ob Sie im Scherz sprechen, ob Sie ironisieren, oder was Sie eigentlich wollen? Ist es Sarkasmus — — sind Sie durch irgendwelche Umstände gequält oder sind Sie vielleicht selbst apathisch gegen das Leben und gegen alles?"

„Apathisch, Hrubý? Ich apathisch? Ich habe Ihnen doch gesagt, dafs ich nicht eher apathisch sein werde, ehe man mich nicht in den Sarg gelegt hat? Aber, wissen Sie, ich schwebe, um mich poetisch auszudrücken, von den Sternen auf die Erde hernieder, hinunter in den Staub, und ich glaube, für unsere Partei wäre es das

Beste, das auch zu tun, wenn sie am Leben erhalten bleiben will. Wir haben schon genug geschwärmt. Wir sind ja alle nur geflogen, Hrubý. Und wenn man mich nicht ins Loch gesteckt hat, so war das blofs ein Zufall, ein Glücksfall war es. Wenn einer, so hätten wir alle sitzen müssen, einer wie der andere hätte 'reinfliegen müssen. — — Aber Ihr habt das Opfer auf Euch genommen für die übrigen — — Deshalb aber müssen wir jetzt doch alles anders anfassen, Hrubý, sonst müssen wir unserem Ruhme Valet sagen."

Jenda wurde das Gespräch schon ungemütlich. Mikyška begleitete ihn den ganzen Wenzelsplatz entlang, sprach und sprach auf ihn ein und wurde für Jenda immer unverständlicher. Er fragte sich fortwährend: Ist das Sarkasmus, oder was soll das sonst sein? Und laut fragte er:

„Mikyška, drücken Sie sich doch verständlich aus! Ich verstehe nicht, was Sie wollen. Ich weifs überhaupt nicht, worauf Sie eigentlich ausgehen."

Mikyška lachte laut auf: „Hören Sie 'mal gut zu, Hrubý: Es war einmal ein Mensch, der hatte einen ganzen Haufen Geld und brauchte sich um das tägliche Brot nicht zu sorgen Und da er keine Sorgen hatte, träumte und träumte er, und baute sich phantastische Burgen und Luftschlösser — — na — — und mit einem Male wurde das Geld alle und die Burgen und die Schlösser wurden zerstört und krachten zusammen. Der Mensch mufste essen — aber es wollte ihm niemand umsonst zu essen ge-

ben. — — Uns geht es gerade so — die Luftschlösser sind zusammengefallen — und — — "

„Nein, Mikyška," fiel Jenda ihm ins Wort, „Sie fassen das nicht richtig auf — wir haben ja eigentlich selber gebremst."

„Das heifst," fuhr Mikyška auf, „das Schiff ist auf eine Sandbank aufgerannt, und jetzt ist es Sache tüchtiger Segler, das Schiff wieder flott zu machen und in den rechten Strom zu bringen. Kennen Sie das Märchen von der Zigeunerpfeife?"

„Es ist mir noch ganz schwach in der Erinnerung."

„Sehen Sie, Hrubý, wir müssen uns auch so eine Pfeife anschaffen — in der nächsten Versammlung wollen wir uns etwas über die Pfeife sagen. Und wir müssen lernen, solche schönen Liedchen darauf zu spielen, dafs jeder, der es hört, zu tanzen anfängt. Und selbst die Jungtschechen müssen nach den Melodien unserer Pfeife hüpfen. — Das wird ein Spafs werden, Hrubý, wenn die Jungtschechen unser Lied singen werden, und wenn sie unser Flügel sein werden, und nicht mehr wir der ihrige. Deshalb bin ich entschieden dafür, dafs wir unterdessen ihre Avantgarde bilden, ihren äufsersten Flügel, wie es schon während des Prozesses gesagt wurde."

Aber da stiefs er bei Jenda auf Widerstand. „Den äufsersten, radikalsten Flügel der Jungtschechen?" brauste er auf. „Niemals, Mikyška. Das war ein grofser Fehler, dafs überhaupt jemals so etwas gesagt wurde. Der äufserste Flügel der Jungtschechen-Partei bedeutet in gewissem Sinne so viel wie die Jungtschechen sel-

ber, und was Jungtschechentum ist, das wissen wir. Wir haben ihnen ja den Krieg erklärt — — und jetzt sollen wir selbst mit in dem Strom schwimmen?"

„Aber, Hrubý, die Avantgarde, sage ich, doch nur die Avantgarde wollen wir unterdessen sein," sagte Mikyška ernst, „Sie fliegen ja immerfort noch in der Luft und Politik ist Politik!"

„Nein, Mikyška," sagte Jenda. „Das sind ja schöne Kompromisse. Und wohin Kompromisse im Leben führen, selbst Kopromisse in Privatsachen, das weifs ich aus eigener Erfahrung am besten. Ich möchte, im Gegenteil, aus dem allen heraus."

Sie schwiegen beide einen Augenblick lang. Aber Mikyška gab dem Gespräch eine scherzhafte Wendung: „Na, ärgern Sie sich nicht, Hrubý. Ich habe Sie gern, aber solche Einfälle müssen Sie lassen. Sie wollten vielleicht nicht noch dazu Ihr Geld loswerden. Ich bin gewifs Sozialist, aber hören Sie, Hrubý, ich bin dabei praktisch und weifs, wie man vorgehen mufs. Was macht, zum Beispiel, nicht das Geld aus? Wenn wir jetzt genügend Geld hätten. würden wir uns ordentlich organisieren, alle Elemente würden sich zu einem Ganzen verbinden, und was die Hauptsache ist, wir würden eine Zeitung gründen und würden in einem Nu alle zu unserem Glauben bekehren. Dabei würden wir, wenn es uns gut bekommt, mit den Jungtschechen schrittweise vorwärtsgehen und uns dann mit einemmale von ihnen losreifsen. Nun, Hrubý, wäre das nicht grofsartig? Und dann, wir müssen ja bei den nächsten Wahlen

auch kandidieren, damit wir doch im Reichsrat in Wien mitdiktieren können. Sie werden ja auch 'mal mitkandidieren wollen."

Durch diese Worte wurde in Jenda ein Feuer entfacht. Ein warmes Rot ergoſs sich über seine Wangen. „Kandidieren! Es wird noch mancher Tropfen ins Meer flieſsen, bevor ich das kann ... in sieben Jahren bin ich erst dreiſsig Jahre alt."

„Sieben Jahre!" wiederholte Mikyška. „Sieben Jahre! Und es gibt Leute, Hrubý, die schon in der Wiege das politische Abc gelernt haben, und schlieſslich kam doch die Zeit heran, in der sie alt genug waren, um mitzutun. In sieben Jahren wollen wir wieder darüber sprechen. Unterdessen müssen wir das Abc büffeln, und dann wird die Welt eines Tages in der Zeitung lesen: „Für den Bezirk N ... N ... wurde gewählt ..."

„Nur eins, Hrubý," ergriff Mikyška wieder das Wort, „recht viel Geld auftreiben für die Zeitung, dann lieſse sich doch was machen. In der Versammlung wollen wir darüber sprechen. Mein Chef wird unsere Versammlung besuchen. Das ist eine vorzügliche Attraktion für unsere Partei. Sie müssen wissen, das ist ein verteufelt gescheiter Mensch. Der wird auch einer der Steuermänner sein. Kurz und gut: etwas muſs geschehen. Wenn wir nur erst wieder alle beisammen wären, wenn nur auch die übrigen schon aus dem vermaledeiten Bory heraus wären! — — Sonst schlafen wir ein und selbst geweihtes Wasser wird uns nicht mehr zum Leben erwecken. Im übrigen, Hrubý, Sie

könnten auch ruhig etwas herausrücken, Sie wissen ohnedies, dafs wir auf Sie zählen."

An der Ecke der Obstgasse gingen sie auseinander.

VII.

Einige Tage nach dieser Begegnung ging Jenda zu Kačerovský, mit dem er einen Plan besprechen wollte, den er schon lange im Kopf trug.

Kačerovský wohnte in der Klicperagasse. Er hatte sich verheiratet und hatte dort seine Häuslichkeit. Er hatte seine Studien nicht beendet, sondern hatte sich der Literatur zugewendet, war Journalist geworden und ernährte sich und seine Frau nur sehr dürftig. Vor kurzer Zeit hatte er ein Buch herausgegeben „Über die gegenwärtigen Geistesrichtungen in Europa". Jenda hatte Kačerovskýs Frau bisher noch nicht kennen gelernt und war ziemlich neugierig auf sie, doch war sein Kopf augenblicklich von ganz andern Gedanken erfüllt.

Im zweiten Stockwerk drückte er auf den Knopf der Klingel, über der die Visitenkarte angebracht war. Er hörte leichte Schritte, die Tür wurde geöffnet und eine junge Frau stand vor ihm.

Er stellte sich vor, und da trat auch schon Kačerovský in den Korridor und begrüfste ihn.

Sie schüttelten sich die Hände und dann führte ihn Kačerovský in sein Zimmer. Sie kamen bald in ein lebhaftes Gespräch, und

berührten die verschiedensten Fragen und debattierten darüber.

„Also Sie haben geheiratet, Kačerovský," sagte Jenda und sah sich in dem einfach eingerichteten Arbeitszimmer um.

„Ja, ich habe endlich geheiratet," sagte Kačerovský. „Ich hätte Sie eigentlich schon mit meiner Frau bekannt machen sollen." Er erhob sich und ging ins Nebenzimmer, um seine Frau zu holen.

Jenda war über Kačerovskýs Verheiratung ziemlich genau unterrichtet. Er wufste, dafs seine Frau die Tochter eines Dorfoberlehrers war und dafs sie nur standesamtlich getraut worden waren. Er wufste auch, dafs beide eine sehr schwere Zeit durchgemacht hatten und viele Vorurteile in der Familie niederringen mufsten, bevor sie die Zustimmung bekamen, sich ohne kirchliche Trauung zu verbinden.

Jenda blickte also mit einer gewissen Bewunderung auf die junge Frau, die eben eingetreten war. Sie setzte sich an ein kleines Taburett zum Fenster und sagte, dafs sie ihn aus Briefen und Erzählungen schon jahrelang kenne. Sie war eine freundliche Brünette und lachte gern. Ihre Bewegungen waren ein wenig hart und Gang und Benehmen etwas unfrei.

Jenda antwortete mit einigen Phrasen und wandte sich dann wieder an Kačerovský. „Ich stelle mir vor," sagte er warm und herzlich, „dafs Eure Ehe das Muster einer glücklichen modernen Ehe ist. Wo sollte man sie sonst suchen, wenn nicht bei Euch?"

Kačerovský zuckte mit den Schultern. „Das Muster einer modernen Ehe? Es kommt dar-

auf an, was Sie sich unter dem Wort ‚modern‘ vorstellen.“

„Nun nicht so eine alltägliche, gewöhnliche Ehe, wie sie Millionen andere führen,“ beeilte sich Jenda zu erklären. „Ihr versteht einer den andern. Sie finden in allen Ihren Bestrebungen bei Ihrer Frau Verständnis, Sie haben dieselben geistigen Interessen, kurz und gut, es ist ein ideales, harmonisches Seelenleben — —! so schön!“ — —

Als dann Kačerovský Jenda erklärte, er solle sich seine Ehe nur nicht in dem Sinne vorstellen, in dem der unglückliche Autor damals in einigen Artikeln über die freie Ehe in den ‚modernen Strömungen‘ predigte, verwahrte sich Jenda dagegen, und sagte, daſs er schon genug darüber nachgedacht habe:

„Ich weiſs, daſs die Ehe die Abtötung des persönlichen Willens bedeutet und bedeuten muſs.“

„Das wohl gerade nicht,“ unterbrach ihn Kačerovský. „Aber das Reklamieren der Freiheit, des eigenen Willens und der Individualität, wie es die neuen Strömungen verlangen, ist entschieden unsinnig. Die Ehe, die auf solchen Prinzipien begründet ist — —. Übrigens, wozu sprechen wir davon. Schon wenn man in menschlicher Gesellschaft lebt, ist man gezwungen, bis zu einem gewissen Maſse seine Freiheit aufzugeben, umsomehr in der Ehe.“

„Nur daſs bei den heutigen Verhältnissen,“ mischte sich die junge Frau ins Gespräch, „die Frau diejenige ist, die mehr aufgeben muſs.“

„Freilich,“ sagte Kačerovský. Als sich später seine Frau entfernt hatte, sagte er zu Jenda:

„Im übrigen wird man in der Ehe ganz gut fertig, besonders wenn man gleiche Prinzipien hat, wie wir. Mich beschäftigt jetzt eine andere Frage. Was soll mit den Kindern werden, wenn welche kommen sollten? Soll man sie nach den landläufigen Begriffen erziehen, damit sie sich dann selber den Weg bahnen, so wie wir ihn uns bahnen mufsten? Oder soll man gleich von Anfang die richtigen Begriffe von allem in sie pflanzen und überhaupt das falsche Gebäude, das wir in uns umstürzen mufsten, gar nicht erst in ihnen aufbauen? Und dann gibt's da die Schule, die einem entgegen arbeitet, und die Welt, in der alles anders aussieht. Und so ein Kind ist dann von Anfang an gezwungen in lauter Konflikten und Kämpfen zu leben. Was soll man also machen?“

Jenda wurde nachdenklich. Dann rief er begeistert aus:

„Ja — — aber doch, Kačerovský, wie schön müfste es sein, wenn man die Jugend ganz anders erziehen könnte, als wir erzogen wurden. Und dafs doch vielleicht — — — und dafs doch vielleicht — — —!“

Es entwickelte sich ein langes Gespräch. Und schliefslich kamen sie auf die Sache zu sprechen, die Jenda eigentlich hergebracht hatte.

VIII.

Sie fingen an von der fortschrittlichen Bewegung zu sprechen. Kačerovský sagte, dafs er nichts mehr davon erwarte: „Warten wir also auf eine neue Generation! Irgend ein neues Licht mufs kommen."

Nach dieser Unterredung wurde in Jenda der alte innere Zwiespalt wieder lebendig. Das Herz flofs ihm über und er vertraute sich Kačerovský an. Er erzählte ihm von den krassen gegensätzlichen Standpunkten, zwischen denen er hin und her geworfen wurde, von seiner brennenden Sehnsucht nach Rache, nach Gewalt. — Aug' um Aug', Zahn um Zahn!

Er schilderte Kačerovský die Qualen, die er im Gefängnis empfunden hatte: „Sie glauben nicht, was für eine entsetzliche Wirkung diese Mauern auf einen ausüben! Wie sie einem das Leben vergiften, wie sie in einem den Wunsch nach Rache und Gewalt rege machen, wie sie einen anstacheln, alles Böse und Schlechte, wodurch die Nation heruntergedrückt und gequält wird, zu zerschlagen."

Und dann sprach er von den Augenblicken, in denen er sich gänzlich ohnmächtig fühlte, in denen er am liebsten allem nachgegeben und gelitten hätte, in denen er eine starke Sehnsucht verspürte, in Demut und Niedrigkeit zu leben und darin glücklich zu sein: „Ich weifs, dafs weder das eine noch das andere das Richtige ist, und ich bin nicht mehr so schwankend wie in Bory. Aber es ist noch

heute für mich ein Problem, den richtigen Weg zu finden. Bei meinen Taten könnte ich mich jedenfalls nicht von der Gewalt leiten lassen. Ja, ich begreife Sie, Kačerovský, dafs Sie so gegen uns waren. Ich begreife auch Masaryks Buch: ‚Unsere Krise‘. Doch auch jetzt erheben sich in mir Stimmen dagegen. — Warum bin ich eigentlich hergekommen? — — Ich sehe nämlich schon selbst ein, Kačerovský, dafs alles wörtlich so ist, wie Sie es gesagt haben. Aber warum sind wir nicht gerade auf zum Licht geflogen, warum sind wir immer wieder heruntergefallen?“

„Weil es viel schwerer ist, zum Licht hinauf zu gelangen, als ins Dunkel zu fallen. Das ist vielleicht das Schicksal jeder ideellen Bewegung, sobald sie anfängt sich zu einer Partei zu organisieren.“

Jenda schaute ins Leere. Erst nach einer Weile sagte er:

„Und Sie, Kačerovský, denken Sie nicht, dafs es möglich wäre, jetzt noch umzukehren, wieder dahin zurück zu gelangen, von wo wir ursprünglich ausgegangen sind, und wieder dem Lichte zuzustreben? Denken Sie nie daran, dafs es für uns eine Wiedergeburt geben kann, und dafs wir mit der Wiedererlangung unserer ursprünglichen Kraft die Nation erlösen können? Haben Sie schon ganz die alten Pläne und Ideale aufgegeben, haben Sie schon vollständig resigniert?

Sehen Sie, von der alten Generation — — weder von den Jungtschechen, noch von den Alttschechen ist noch etwas zu erwarten, die Realisten organisieren sich nicht, und wir — —.

Es ist ja entsetzlich, es ist ja schrecklich in die Zukunft zu blicken. Ich habe schon jahrelang darüber nachgedacht, unendlich viel habe ich darüber nachgedacht — — und wissen Sie, was mir oft im Sinn lag? Ich habe mir oft überlegt, wären unsere Frauen anders, wie viel besser stünde es da um unsere Nation! Meine Schwester zum Beispiel — — Pah, sprechen wir lieber nicht davon!"

Kačerovský verzog die Lippen. Dann sagte er:

„Ich will Ihnen ein aufrichtiges Wort sagen: Meiner Ansicht nach, so wie ich es jetzt sehe, war die ganze fortschrittliche Bewegung ungesund und überflüssig."

„Ungesund und überflüssig?" rief Jenda erstaunt aus. „Wir haben doch die ‚Bildende Bibliothek', das ‚Leben' und das ‚Volk' ins Leben gerufen, und die ‚Umschau' und die ‚Radikale Zeitung' — — — das sind doch keine überflüssigen und ungesunden Dinge?"

„Das will ich ja auch durchaus nicht bestreiten," entgegnete Kačerovský, „aber sagen Sie mir, was hat das Fortschritttum denn Selbstständiges geschaffen? Was an ihm Gutes ist, das hat es wo anders hergenommen — das hat ihm ein anderer gegeben — und dieser andere ist der Realismus. Gestehen wir uns nur, dafs wir uns den Realismus geborgt haben — dafs wir ihn imitiert haben — — und ihm geschadet haben. — Und das Schlechte, das in unserer Bewegung ist, das haben wir vom Jungtschechentum. Überhaupt wäre es besser, wenn die fortschrittliche Bewegung nie existiert hätte. — Der Realismus bedeutet ei-

gentlich den Fortschritt gegen das Alt- und Jungtschechentum — der Realismus hat den Fortschritt bei uns geschaffen, wir nicht. Deshalb ist die fortschrittliche Partei unnötig. Es ist ein Gemisch, ein Eklektizismus — alles ist so gekommen, wie es Masaryk in ‚Unserer Krise' sagt. Die Krise machen wir alle durch, und deshalb handelt es sich darum, sie zu überwinden."

Jenda wurde nachdenklich. „Vielleicht haben Sie recht," sagte er einräumend. „Was soll man also machen?" fragte er plötzlich.

„Was man machen soll?" wiederholte Kačerovský, indem er nachdenklich zur Seite schaute. „Eigentlich," fuhr er zögernd fort, „wäre es die Aufgabe des Realismus, uns von der Krisis zu befreien, dadurch, dafs er von den Theorien zur Praxis herunterstiege."

„Ich mufs Ihnen sagen, dafs ich einen bestimmten Plan habe und aus diesem Grunde zu Ihnen komme," sagte Jenda. „Ich würde gerne ein fortschrittliches Blatt für Frauen gründen. Schon seit langem hege ich diesen Gedanken, schon im Gefängnis habe ich mich damit beschäftigt. Sehen Sie, wir haben doch eigentlich kein richtiges Frauenblatt, und doch..."

„Nun ja," sagte Kačerovský und blickte Jenda an.

„Haben Sie nie darüber nachgedacht, dafs es nützlich wäre, ein solches Blatt zu gründen? Ich bin überzeugt, dafs sich unsere Nation zu einem grofsen Teil durch die Frauen erwecken liefse. Und dann weifs ich auch in der Tat nicht, wohin ich mich jetzt wenden soll... Wenn Sie mit mir gehen wollten... allein

hätte ich nicht den Mut. Ich würde das Blatt gründen und Sie würden es redigieren."

Kačerovský nahm den Vorschlag recht warm auf. Er setzte auseinander, wie er die Frauenfrage ansehe, dann fügte er skeptisch hinzu: „Allzuviel dürften wir uns freilich von dem Erwecken der Frauen nicht versprechen."

Jenda brachte das Programm mehrerer Artikel vor, über die er schon nachgedacht hatte.

Er entschuldigte sich, dafs er die Frauenfrage noch nicht genügend studiert hatte. „Ich denke aber," sagte er, „dafs Mann und Weib dieselben Lebensaufgaben haben: ihre Seele zu vervollkommnen! Das ist die Aufgabe eines jeden Menschen, warum legt man also der Frau soviel Schwierigkeiten in den Weg?

Gewifs könnte man mit Recht Kollárs Ausspruch als Motto auf das Titelblatt der Zeitung setzen: ‚Wer Sklaven fesselt, ist selbst ein Sklave!' Das Weib ist des Mannes Sklave, aber der Mann wird auch zum Sklaven des Weibes.

Aber etwas anderes wollte ich Sie fragen.

Ist das Weib psychologisch ein solches Geschöpf, wie es die Marholm schildert? Das ist eben das Schlimmste dabei, dafs die Frauen selbst ihre Genossinnen auf ein so niedriges Niveau stellen, wenn sie so urteilen, wie die Marholm..."

IX.

Sie berieten gemeinsam, sprachen lange und so geschah es, dafs sie während der Unterredung auch zu Erinnerungen an den Beginn der fortschrittlichen Partei zurückschweiften. Vertrauensvoll und mitteilsam näherten sie sich einander und so erfuhr Jenda in diesen intimen Augenblicken, was er noch nicht gewufst hatte, die Leiden, die sich Kačerovský durch den Austritt aus der Kirche bereitet hatte.

Jenda sprach über seine Liebe zu Blaženka und über seine frühere Absicht, aus der Kirche auszutreten. „Es hätte freilich auch Leiden zur Folge gehabt, aber doch ...“

„... aber doch wäre es nur ein Spiel gewesen!“ warf Kačerovský ein. Er begann Jenda zu erzählen, wie ihm unter ähnlichen Verhältnissen ganz anders zu Mute war. „Arg ging es mir, arg lagen die Dinge zu Hause und arg ging es mir auch in der Liebe — es war eine schwere Zeit. Bei mir ging nicht alles so glatt, wie bei Ihnen. Stellen Sie sich vor, Mutter war im Glauben aufgewachsen, das ganze Städtchen war im Glauben aufgewachsen — freilich in einem Glauben, wie sich ihn solche Menschen vorstellen.“

„Ich freue mich, dafs ich doch noch einmal etwas über diese Dinge erfahre,“ konnte sich Jenda nicht enthalten auszurufen.

„Es wäre besser darüber zu schweigen. Nie werden Sie sich jene Atmosphäre vorstellen

können, in der ich aufwuchs. Stellen Sie sich doch so ein kleines Städtchen vor, wenn Sie es können!"

Als Jenda ihm versicherte, dafs er sich das vorstellen könne, begann Kačerovský seinen Geburtsort zu schildern. „In der Mitte des Platzes steht die Kirche und von allen Strafsen können Sie den Turm sehen, auf dem ein Kreuz gegen den Himmel weist. Aber dieser Himmel ist den kleinen Menschen dort nicht etwa ein Symbol, sondern ein tatsächliches Himmelsgebäude, in das man durch ein frommes Leben nach dem Tode gelangen kann. Aber die Menschen denken dort gar nicht so sehr über den Himmel nach, wie über die Kirche, die sie plastisch ihr Leben lang vor sich sehen, über die Zeremonien, die drinnen erfüllt werden, und über die Priester, die den Gottesdienst besorgen. Glauben Sie mir, die Kirche ist mir oft als das Herz des Städtchens vorgekommen, wo alle Fäden des Lebens zusammentreffen. Stellen Sie sich dort die Weihnachtsfeiertage vor oder den Gottesdienst am heiligen Abend. Um Mitternacht strahlt die Kirche in der Winterlandschaft. Die Kirche steht voller Licht, der Altar glänzt im K erzenschein und der Priester liest das Evangelium. Das Geheimnis der Mitternacht, der Mitternacht, in der Christus geboren wurde. Sie kennen das ja. In den Häusern der Stadt werden überall Weihnachtslieder gesungen. Das alles wirkt auf die Menschen, wie ein Wunder. Ich weifs nicht, wirkt es so, weil es in der Nacht vor sich geht, oder wirkt da ein innerer Zauber.

Dann kommt die Fastenzeit. Die frohen

Farben verschwinden aus der Kirche, die Altäre werden verdeckt, die Menschen beginnen auf die Kreuzfahrten zu gehen, dann nahen bald die Vortäge des Osterfestes, Charfreitag. Glauben Sie mir, ich denke auch noch oft zurück, wie in meiner Kindheit dies alles auf mich gewirkt hat, wenn Gründonnerstag ist, wenn die Lichter an den Altären erlöschen, die Glocken verstummen und wenn Charfreitag die Priester zum Altar ziehen und sich an seinen Stufen mit dem Gesicht auf die Erde werfen — — manches davon wirkt sehr tief. Und wenn Sonnabend zum erstenmal die Glocken wieder ertönen, wenn die Priester Gloria singen, da wird einem gleich froher ums Herz. Besonders abends. Bei uns wird die Auferstehung besonders feierlich gefeiert. Die ganze Stadt ist erleuchtet, alle Vereine gehen in einer Prozession mit leuchtenden Laternen, die Priester unter dem Baldachin, man sieht Fahnen, Wappen, Menschenmassen, hört Musik und fromme Lieder. — Wissen Sie, es ist ein grofsartiges Fest. Dazu der Frühling — Frühlingsluft — das Ahnen eines neuen Lebens. Es kommen immer neue Kirchenfeste: Frohnleichnam mit der feierlichen Prozession, Hochzeiten, Begräbnisse und immer wieder wendet sich der Geist der Menschen der Kirche zu, in solchen Augenblicken verleitet die Kirche alle zu einer Einigkeit. Besonders von dem niederen Volke gilt das, und zu dem gehörten meine beiden Eltern. Bedenken Sie nun, ich bin seit meiner Kindheit in dieser Umgebung aufgewachsen, sozusagen zwischen den Wänden der Kirche erzogen worden

und von dieser Kirche habe ich mich plötzlich losgerissen."

Kačerovský schwieg. Beide blickten einander eine Weile wortlos an.

„Nun werden Sie sich vorstellen können, dafs mein Austritt aus der Kirche meine Eltern wie ein Blitz traf. Sie erfuhren es erst, als es eine fertige Sache war, die ganze Stadt erfuhr es... und das bedeutete so viel, dafs seit der Zeit auf mir ein Fluch ruhte, wie über jenen Menschen, die die Kirche in früheren Zeiten in Bann getan hat. Briefe kreuzten sich hin und her und mein Vater fuhr endlich zu mir nach Prag. Ich wohnte damals noch in meiner alten Wohnung in Karolinental. Am Abend kam mein Vater an. Ich safs bei Lampenlicht am Tische und las — es war im Winter. Sie werden sich vorstellen können, wie ich erschrak, als ich seine Stimme hörte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, sprang auf, lief ihm entgegen und umarmte ihn. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich nach der Tür umblickte, um sich zu überzeugen, dafs niemand ihm folgte, und wie er dann plötzlich zu weinen begann und immer wiederholte: ‚Du hättest uns das nicht tun sollen!'

Ihnen scheint es wunderlich, dafs er geweint hat. Aber er hat nicht nur geweint, er hat mich auch gebeten, so innig gebeten, dafs es mich noch heute in tiefster Seele schmerzt, wenn ich daran denke. Er bat mich, wieder in die Kirche einzutreten und sagte mir, dafs er keinen frohen Augenblick mehr haben könnte und ruhelos sterben würde.

Ich erklärte ihm, dafs ich an Gott glaube, dafs ich derselbe geblieben bin, der ich war, dafs sich nichts an mir geändert hat, dafs ich mich nur von Formen losgesagt habe, die ich nie anerkannt habe, von Formen — die heute leblos geworden sind. Aber er verstand mich nicht, er hatte seine Gegengründe, die ich wiederum nicht verstehen konnte. Wir schliefen gemeinsam, aber wir schliefen beide nicht viel.

Am nächsten Tage ging ich mit ihm durch Prag. Selbst den Sct. Veitsdom wollte er sich ansehen. Dort kniete er vor dem Altar nieder und verlangte, dafs auch ich niederknien sollte. „Tue es mir zu Gefallen, Du weifst nicht, wie lange ich leben werde, knie nieder, bete zu Gott und er wird Dich in seiner Gnade erleuchten — Du wirst umkehren!“

Ich wehrte mich, ich lächelte und sagte, dafs dies für mich keine Bedeutung habe. Ich hätte nicht lächeln sollen, ich weifs nicht, warum ich damals gelächelt habe — — wenn ich jetzt daran zurückdenke, so lache ich wahrhaftig nicht mehr.“

„Und haben Sie gekniet?“ fuhr Jenda unwillkürlich heraus.

„Ja, ich habe endlich niedergekniet, stand aber gleich wieder auf und sagte: „Ich habe es Dir zu Gefallen getan, Vater, aber solch ein Niederknien bedeutet nichts, wenn ich nichts dabei empfinde. Bei Dir ist das anders.“ — Er kniete diesmal lange, ich sah, wie seine Lippen zitterten, wie er bleich war und wie Tränen an seinen Wangen hinunterrollten. Ich weine nie, aber wenn ich daran denke, ist mir schwer zu Mute und ich könnte heute neben meinem

Vater niederknien und zu ihm selbst beten. Es ist mir schrecklich zu denken, dafs ich ihn mit meinen trockenen Auseinandersetzungen entlassen habe... dafs er so ohne meinen Trost Prag verlassen musste.

Erst heute, nach seinem Tode, weifs ich, dafs ich nicht so hätte handeln sollen. Ich weifs, dafs ich mit meiner Handlungsweise an der Wurzel seines Lebens gerüttelt habe. Bei ihm lag in diesen Formen noch Religion, Geist, Leben... aber für mich waren es nur leere Formen. Aber was hätte ich tun sollen?... was? zurückkehren? Nein, das könnte ich auch heute noch nicht, aber ich hätte damals neben ihm niederknien sollen, ich hätte weinen und mit Tränen seine Hände befeuchten sollen, vielleicht hätten die Tränen mehr vermocht, als Vernunftgründe, vielleicht hätten wir trotz des Zusammenstosses noch ein Band zwischen uns entdeckt.

Ich habe es nicht getan, mein Vater reiste ab, wurde kränklich, spie Blut und durch Blutsturz ist er vor zwei Jahren, wie Sie wissen, gestorben. Meine Grundsätze haben ihn getötet."

„Ihre Grundsätze?" hauchte Jenda.

„Ja, meine Grundsätze. Ich... ich habe ihn getötet," sagte Kačerovský und erbebte. „Oder glauben Sie, dafs er nicht noch bis heute hätte leben können? Doch, das hätte er! Aber so ist er gebrochenen Herzens gestorben und ich habe ihn erst wieder im Sarg gesehen. Es ist schwer zu sagen, was ich da gefühlt habe."

Kačerovský schwieg.

„Auch Sie haben also schon viel gelitten," sagte Jenda nach einer Weile.

Kačerovský lächelte bitter.

„Und Ihre Mutter?" fragte Jenda wieder.

„Sie hat sich schon daran gewöhnt, sie hat sich versöhnt. Mir scheint es so, als ob sie über dem Leben stets nur noch den Kopf schüttelte. Aber auch da würde ich zwecklos grübeln. Aus einer Sackgasse gibt es keinen Ausgang."

X.

Ergriffen verliefs Jenda später Kačerovský. Ergriffen, aber auch zufrieden, denn er ging mit einer festen Vereinbarung über den Plan, den er ihm gemacht hatte. Er liefs den Plan zur Gründung eines Frauenblattes nicht mehr frei. Gleich am nächsten Tag sprach er mit seinem Vater und erklärte ihm ausführlich, was er beabsichtigte.

„Betrachte diese Angelegenheit als ernst! Ich habe alles durchdacht. Ich hätte noch länger gewartet, aber einerseits sehe ich, dafs auch Dir daran liegt, dafs ich etwas ergreife, andererseits habe ich mich schon mit Kačerovský geeinigt. Du mufst daran denken, dafs wir in der Tat kein Frauenblatt haben und dafs so eine Zeitschrift entschieden Aussicht auf Erfolg hätte. Dann blieben wir ja auch nicht bei der Zeitschrift stehen, sondern wir würden eine energische Organisation zur Erweckung unserer Frauen entfalten. Wir würden Bücher über die Frauen und für die Frauen heraus-

geben, mit einem Worte, es wäre eine Vereinigung einer idealen und einer praktischen Tätigkeit. Ich würde ein Lebensziel haben und, wenn Du willst, die sogenannte Existenz dabei finden — —"

Dem Baumeister gefiel der Plan und er sicherte ihn durch materielle Unterstützung.

XI.

Es begannen die Vorbereitungen zur Gründung und Herausgabe der Zeitschrift. Den Zeitungen wurden Zirkulare gesandt mit der Mitteilung, dass Mitte Oktober eine neue Frauenzeitung erscheinen wird, die im modernen und fortschrittlichen Sinne redigiert werden sollte. Das Zirkular teilte mit, dass die Zeitung die besonderen böhmischen Verhältnisse berücksichtigen und alles beachten würde, was für die böhmischen Frauen von Interesse wäre.

Dann begann das Suchen nach Mitarbeitern und Beiträgen für die ersten Nummern, man musste mit der Druckerei verhandeln, dafür sorgen, dass die erste Nummer verlokkend würde und dabei das grundlegende Programm gewissenhaft und genau enthalte.

„Nach meiner Ansicht sollten wir die Sache so formulieren," meinte Kačerovský, „dass Mann und Weib ihrem inneren Wesen nach für die Familie bestimmt sind und dass wir nicht im geringsten daran denken, die Frauen dem Manne und dem, ehelichen Leben zu entfremden wenn wir ihnen neue Bahnen weisen.

Wir wollen die Frauen nicht etwa zu Geschöpfen erziehen, die von Jugend auf an eine bestimmte, selbständige Existenz denken sollen, sondern sie mehr innerlich heben und läutern."

Jenda ordnete sich in allem Kačerovský unter.

„Sie haben alles besser durchdacht, als ich," sagte er. „Arbeiten Sie also das Grundprogramm allein nach ihren Ansichten aus. Übrigens lege auch ich den Hauptwert auf innere Läuterung. Vor allem müssen wir uns in der Hauptfrage einig sein. Wir vertreten beide die vollständige Gleichheit von Mann und Weib und das genügt. Wer auf diesem Standpunkt steht, der wird sich auch Rat wissen, wie er sich zu dem oder jenem Einzelfall stellen soll."

„Stellen Sie sich das nicht so leicht vor!" antwortete Kačerovský. „Wir müssen schon jetzt in der Einleitung Einzelheiten berühren, schon jetzt die Wege weisen, die zu einer Gleichheit der Geschlechter führen."

„Dann würde ich es etwa so formulieren," meinte Jenda, „dafs man den Frauen dieselbe Erziehung angedeihen lassen sollte, wie den Männern. Man sollte von Kindheit an keinen Unterschied machen zwischen Mädchen und Knaben. Auf Grund einer gleichen Erziehung ergäbe sich eine gleiche Vorbereitung für das Leben. Dann soll der Frau die vollkommene Freiheit gewahrt bleiben, in dem gewählten Berufe den Kampf mit der männlichen Konkurrenz aufzunehmen."

Kačerovský belehrte ihn, dafs er mehr die äufsere Seite der Frauenfrage berücksichtige

und dafs man mit allgemeinen Standpunkten nicht Klarheit schaffen könne.

„Manche Frauen wären freilich in verschiedenen Berufen, ja selbst in öffentlichen Stellungen mehr an ihrem Platze, als zu Hause. Ich selbst habe im Leben häufig genug ähnliche Frauen getroffen und andererseits auch Männer gesehen, denen häusliche Arbeiten, die heute von Frauen erledigt werden, besser anstehen würden. Durch gleichartige Erziehung würde deshalb auch wohl manches gutgemacht werden können, aber im Grunde denke ich über diese Fragen anders."

„Wie denn?" fragte Jenda.

„Ich meine, dafs die Frau sich tatsächlich doch nie mit allen männlichen Berufen befassen wird, dafs darin wohl im Leben der Unterschied zwischen Mann und Weib stets bestehen wird und dafs die Frau im Familienleben doch wohl stets die Hauptrolle spielen wird. Nur wird diese Rolle viel bedeutsamer werden, als sie es heute ist, weil sie auf einem höheren Standpunkt stehen wird und so auch das Niveau des Familienlebens steigen wird. Daraus schliefse ich nun: die grundlegende, die erste Erziehung, die Erziehung, die eigentlich erst den Menschen formen, die Entwickelung des Kindes fördern soll, die mufs vollends gleich bleiben. Aber wie dann der Mann eine fachmännische Bildung und Erziehung geniefst, so soll auch die Frau eine fachmännische Ausbildung geniefsen, die mit ihrer künftigen Aufgabe als Mutter und Erzieherin zusammenhängt. Deshalb bestehen mit Recht und werden auch weiterhin getrennte Schulen für Mädchen

und Knaben bestehen, und deshalb gründen auch wir mit vollem Rechte ein Frauenblatt. Damit will ich natürlich nicht behaupten, dafs Frauen keine fachmännische Spezialbildung genieſsen sollen. Ich wollte nur auf das Prinzipielle hinweisen."

Sie einigten sich und Kačerovský arbeitete dann das Programm aus. Am 15. Oktober erschien das erste Heft der ,Frauenreform'. Das Heft wurde sofort an die Zeitungsredaktionen und Buchhändler mit begleitendem Zirkular versandt, das auf den interessanten Inhalt der Artikel hinwies. Man las da: ,Leben und Glück', ,Die Frau als Helferin des Mannes', ,Das Frauenstudium', ,Die technische Vervollkommnung der Frau' usw.

Die einleitende Abhandlung entwickelte das Programm. Sie begann mit der Frage: ,Was wollen wir?' Und die Antwort lautete:

Wir wollen dahin arbeiten, dafs das durchschnittliche Niveau der böhmischen Frauen gehoben werde; dafs böhmische Frauen auf die Höhe ihrer Aufgabe der Familie und der Nation gegenüber gehoben werden; dafs die bisherige erniedrigende und unterschätzende Anschauung über die Frauen und ihre Lebensaufgabe ebenso bei den Männern, wie bei den Frauen durch eine höhere, würdigere, der heutigen Entwickelung angepasstere Ansicht ersetzt werde; dafs man durch solch einen Fortschritt zu dem Gipfel der Entwickelung der Frauen gelangt, wo endlich die Gleichberechtigung anerkannt und gewürdigt werden würde.

Damit aber kein Mifsverständnis entsteht,

wollen wir gleichzeitig sagen, was wir nicht wollen.

Wir wollen die Frauen ihren bisherigen, natürlichen Pflichten nicht entfremden, sondern wollen ihnen im Gegenteil zu einem richtigen Begreifen dieser Aufgaben verhelfen. — Wir wollen die Frau nicht dahin leiten, dafs sie mit dem Manne um jenes Feld der Betätigung kämpfe, das ihm angehört, sondern wir wollen im Gegenteil dahin wirken, dafs beide Geschlechter versöhnlich auf das Gebiet des andern blicken; wir wollen nicht, dafs die Frauen ihre bisherigen moralischen Vorzüge verlieren, sondern dafs sie sie erhöhen; schliefslich wollen wir die Frauen nicht im Strafsenkampf und dem Kot niedriger Instinkte sehen, sondern sie über alles niedrige, tiefe und häfsliche erheben. Besonders wollen wir sie nicht zu etwas leiten, wozu ihre natürliche Verlangung nicht neigt, sondern zu all dem, worin sie mit Erfolg tätig sein können."

Dieser Auszug des Programms wurde in den Inseraten und Prospekten abgedruckt.

XII.

In der Zeit, als die „Frauenreform" zu erscheinen begann, wurde Jenda mit Besuchen und Korrespondenzen überhäuft und hatte die Hände voll Arbeit. Er richtete im Hause Redaktions- und Administrationsräume ein, vorerst in den hintern Zimmern seiner väterlichen Wohnung. Er selbst widmete sich mehr der

Administration und hatte zu seiner Unterstützung einen jungen Mann, der die Verhältnisse des Verlags und Buchhandels kannte. Die inneren Angelegenheiten besorgte zum grössten Teil Kačerovský, der täglich ins Haus kam, um die eingegangenen Briefe zu beantworten und Manuskripte zu lesen. Er sah die Sachen entweder mit Jenda gemeinsam durch, oder wenn dieser beschäftigt war, allein in seiner Wohnung. Über wichtigere Angelegenheiten berieten sie gemeinsam.

Auch Mikyška kam einigemal. Er lobte zum Teil Jendas Unternehmung, fand aber auch manches tadelnswert. „Ich begreife Sie nicht," sagte er einmal, „wie Sie sich mit Kačerovský vereinen konnten, wie Sie bei ihm mit der „Frauenreform" überhaupt auf den Leim gehen konnten. Bedenken Sie doch, wie Sie mit einander standen und jetzt ! . .. sind Sie die besten Freunde! Denken Sie denn nicht an Hodkovičky zurück? Oder glauben Sie, daſs sich der Mann geändert hat?"

„Vielleicht habe ich mich verändert," sagte Jenda ernst.

Sie gerieten fast in Streit.

Mikyška warf Jenda vor, daſs es überhaupt schade um das Geld für die Zeitschrift wäre, wenn Sie in Kačerovskýs Hände geraten sollte. „Sie hätten besser daran getan, das Geld für ein neues Tageblatt beizusteuern, das brauchen wir mehr, als Moralpredigten für Frauen. Weiber bleiben Weiber! Ich bin im gewissen Sinne für die Emanzipation, aber nehmen Sie die Sache im ganzen, groſsen, so — —"

„Der Epikuräer stimmt gegen Sokrates!“ mischte sich der anwesende Beneš in das Gespräch. „Mikyška hat eigentlich Angst vor der ‚Frauenreform‘, weil sein Epikuräertum zu Ende wäre, wenn die Frauen reformiert werden würden.“

Beneš war unterdessen schon Arzt geworden und hospitierte als Externist im allgemeinen Krankenhause. Vor einem halben Jahre hatte er das Diplom erworben.

Mikyška wurde durch seine Bemerkung gereizt.

„Du hast am wenigsten Veranlassung zu solchen Bemerkungen, Freundchen. Ich halte es aber für meine Pflicht, Hrubý zu sagen, dafs er Geld hinauswirft, das einer besseren Sache vorzüglich dienen könnte. Sobald er einmal eine Allianz mit Kačerovský geschlossen hat, wird wohl alles verloren sein. Jetzt ist die Politik die Hauptsache und nicht Gott weifs was für Theorien.“

Jenda antwortete heftig: „Mich hat unsere aussichtslose Politik bereits genug enttäuscht. Ich kann mich nicht mehr so begeistern, wie früher. Wir haben doch schon darüber gesprochen. Ich ärgere mich manchmal und würde die Verhältnisse gerne ändern, aber es war damals doch nur eine Blamage. Wie viele von uns hatten denn überhaupt Mut?“

„Sie sind unkonsequent, lieber Hrubý,“ sagte Mikyška. „Jede Weile wechseln Sie die Farbe. Von mir könnten Sie das jedenfalls nicht behaupten.“

Jenda war beleidigt. Heftig antwortete er: „Es ist wahrlich kein Wunder, wenn man unter gewissen Umständen unkonsequent wird.“

XIII.

Sie begegneten einander erst 14 Tage später unter eigentümlichen Umständen.

Den politischen Gefangenen, die in der Zeit des Ausnahmszustandes verurteilt worden waren, wurde Anfang November die Amnestie gewährt. Eines Tages kehrten siebzehn Amnestierte von Bory in die Freiheit zurück. Die Nachricht verbreitete sich durch Prag und Verwandte, Freunde und Bekannte eilten ihnen entgegen. Hunderte Menschen, darunter meist Studenten und Arbeiter, versammelten sich vor Ankunft des Zuges auf dem Bahnhof.

Auch Jenda stellte sich ein, um die Genossen zu begrüfsen. Auf dem Bahnhof sahen sie einen Ring von Schutzleuten. In seiner Erinnerung wurde die Vorstellung alter Zeiten erweckt. — Im Vestibül konnte er nur mit Mühe vordringen. Er wollte auf den Bahnsteig gelangen, es handelte sich ihm vor allem darum, Soumar zu sehen, der auch kommen sollte.

Da traf er Mikyška, der sich ebenfalls zum Bahnsteig drängte. Mikyška rief ihn laut und reichte ihm über die Schultern der Studenten hinweg die Hand. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich war neugierig, ob Sie kommen würden.“

„Warum sollte ich nicht kommen?“

„Ich dachte, daſs ein gewisser Einfluſs...“

„Ich muſs mich wirklich... über Sie wundern,“ stieſs Jenda hervor.

„Na, dann wundern Sie sich!“ lachte Mikyška.

Unterdessen waren sie auf den Bahnsteig gelangt, wo sich der Andrang etwas verlor. Auch einige Bekannte näherten sich und stellten sich im Kreise herum; man sprach über die Begnadigung. Bald kam aber das Gespräch auf die „Frauenreform“ und auf das Manifest der Moderne“, einem eben veröffentlichten Programm von Literaten und Publizisten.

„Ich kann mir nicht helfen,“ sagte Mikyška, „ich bin über das Manifest wütend. Ein paar Herren sind auf die Idee gekommen, apodiktisch für die ganze Generation zu sprechen. Ich bin seit jeher Anhänger moderner Gedanken, aber ich lasse mich doch deshalb von ein paar Leuten nicht tyrannisieren. Durch das Manifest wollten sich ein paar Herren nur zu billigem Ruhme verhelfen.“

„Die Sache läſst sich doch nicht so bagatellisieren,“ erwiderte Jenda.

„Was heiſst das, bagatellisieren,“ grollte Mikyška. „Was faul ist, bleibt faul. Sie nehmen sich der Sache nur an, weil Kačerovský der Ansicht ist. Da sieht man am besten, woher der Wind weht!“

Jenda wies mit dem Finger auf zwei etwa 26jährige junge Männer, die in der Nähe standen: „Dort stehen doch auch zwei, die unterschrieben haben, sind die etwa auch auf den

Leim gegangen? Das Manifest stammte doch eigentlich aus fortschrittlichen Kreisen."

„Ich danke für solche fortschrittlichen Kreise, zu denen Kačerovský gehört," sagte Mikyška scharf. „Warum wurde das Manifest nicht auch uns zur Unterschrift vorgelegt? Wozu ein solches Ausschliefsen? Oder warum hat man nicht abgewartet, bis alle unsere Genossen wieder in Freiheit sein werden? Und deshalb ist und bleibt es Tatsache, dafs das Manifest ein Angriff auf unsere eigene Partei ist, dafs es ein geschicktes Manöver gewisser Leute ist, ein Manöver, durch das man über die Partei zur Tagesordnung übergehen sollte. Springt denn das Kokettieren mit der Humanität im Manifest nicht genügend in die Augen?"

„Mag sein," entgegnete Jenda. „Aber vielleicht würden wir mit Humanität wirklich weiter kommen, als — —"

„Adieu, denn —" sagte Mikyška und rüstete sich auffallend zum Gehen. „Es ist besser, wenn wir über diese Dinge nicht weiter sprechen. So einen Einflufs hat also Bory auf Sie gehabt, einen Einflufs, wie ihn etwa Wien auf unsere Abgeordneten ausübt."

„Ich werde Ihnen nicht erzählen, was für Einflufs das Gefängnis auf mich gehabt hat. Nur soviel will ich Ihnen sagen, dafs es sich doch häufig in mir aufgelehnt hat und mich zwingen wollte, mich zu empören — ja auch heute stürmt es noch manchmal in mir, aber wenn ich an den Tag auf der Sophieninsel denke, als wir einfach davonliefen — —. Was soll ich Ihnen das erzählen, Sie werden alles eben einfach Inkonsequenz nennen."

Mikyška ging nicht. — Er wurde gleich milder gestimmt und begann Jenda zu beruhigen.

„Ich habe eigentlich nichts gegen Sie. Nur das Eine ist mir nicht recht, dafs Sie mit Kačerovský an einem Strange ziehen. Auf anderen Seiten könnten Sie sich viel nützlicher betätigen.“

„Ist es denn keine nützliche Betätigung, wenn wir für die Erhebung der Frau sorgen?“

„Aber das Staatsrecht und die Nation sind wichtiger. Bedenken Sie doch, was ist so eine Frauenreform neben dem vielen Grofsen, das wir zu unserem Ziel gemacht haben. Jetzt erwarteten wir unsere Genossen, die die Fesseln des Kerkers ertragen mufsten — —. Es ist fast unglaublich, dafs Sie, der Sie doch auch im Gefängnis gesessen haben, sich so haben verändern können. Erst haben Sie mit Gleichgiltigkeit begonnen und jetzt wollen Sie sich gar von allem freisprechen.“

„Ich will nichts abwerfen, nur — —“

Da ertönte ein langgezogener Pfiff. Jenda schwieg schnell. Mikyška bemerkte nur noch:

„Übrigens werden wir uns über alle diese Fragen einigen. Wir werden gleich eine Versammlung einberufen. Es ist höchste Zeit. Wir werden alle erscheinen und uns dann aussprechen. In allen wichtigen Fragen müssen Entscheidungen getroffen werden.“

XIV.

Auf dem Bahnsteig warteten ein paar alte Herren aus bürgerlichen Kreisen und Arbeiter. Auch einige Mädchen und eine Schar Studenten drängten sich vor. Aller Blicke wandten sich nach der Richtung, in der der Zug kommen sollte. Auf den Gesichtern konnte man Erregung und Erwartung bemerken.

Schon fuhr die Lokomotive ein und der Zug rollte dröhnend in den Bahnhof. Die Studenten auf dem Bahnsteig schwangen die Hüte. Aus den Waggonfenstern wurde der Grufs erwidert. Kaum stand der Zug still, so begannen die Begnadigten unter brausenden Begrüfsungen auszusteigen.

Einige Väter und Mütter umarmten ihre Söhne, Brüder und Schwestern küfsten sich, dann kamen die Freunde an die Reihe. Als die ersten stürmischen Begrüfsungen vorüber waren, sprach Mikyška die Begrüfsungsworte. Er heftete seinen Blick auf eine Gruppe von vier Amnestierten, die älter aussahen, als die anderen und unter denen sich auch Soumar befand.

„Kameraden, unerwartet, aber ersehnt seid Ihr gekommen. Wir haben wohl gefühlt, wie und wo Ihr uns gefehlt habt, wir haben erkannt, wie viel Schaffenskraft in Euch war, deren freie Entfaltung durch Euern Abgang ins Gefängnis plötzlich abgeschnitten wurde. Wir mufsten es klar empfinden, dafs der gegen die fortschrittliche Bewegung gerichtete

Schlag wohl durchdacht war, wenn er uns Euch von der Seite gerissen hat. Wir haben schwer in der Atmosphäre gelebt, die noch von Euerer Arbeit und Euerem Streben duftete.

Deshalb heifsen wir Euch doppelt willkommen. Wir begrüfsen Euch und weisen gleich auf die leeren Sitze, die Ihr einnehmen sollt. Wir heifsen Euch zu einer Arbeit willkommen, die ohne Euch nicht vollständig war, wir begrüfsen Euch zu Taten und zu besseren Tagen der böhmischen Sache.

Wir werden Euch nicht zu Märtyrern erheben, aber wir werden hinter Euch und neben Euch gehen, nicht geblendet durch den Glanz Euerer Autorität, nicht an Euch gekettet durch den blinden Glauben an Euere Unfehlbarkeit, aber mit der Erkenntnis, dafs wir in Eueren Herzen ehrliche Überzeugung und unermüdliche Arbeitslust suchen dürfen und das finden werden, wornach wir uns sehnen.

Seid willkommen!"

Dann wurden noch Begrüfsungen ausgetauscht und die Menge begann den Bahnsteig zu verlassen.

In diesem Augenblicke erfafsten ein paar Studenten einen der Amnestierten, einen jungen, vollbärtigen Mann und hoben ihn auf die Schultern. Nun ging es unter jubelnden „Na zdar"-Rufen vorwärts.

Jenda gedachte unwillkürlich jener Szene des Jaroměřer Kongresses und des Wagens, in dem die Studenten den Redakteur Kubeš fuhren. Es war ihm schwer zu Mute. Er drängte sich durch das Vestibül. Er wollte zu dem

Wagen gelangen, in den sich eben jener Amnestierte gesetzt hatte, den die Studenten auf den Schultern herausgetragen hatten.

Der Wagen war umstellt und mit dem Insassen sprach der junge Rechtsanwalt Mrázek, ein in fortschrittlichen Kreisen bekannter und populärer Advokat. Im Prozefs hatte er einige der Angeklagten verteidigt und man rechnete mit ihm als erstem künftigen Abgeordneten der Partei. Er fragte:

„Sie fahren also erst auf einige Zeit zu Ihren Eltern aufs Land? Wann kommen Sie zurück?“

Er drückte dem jungen Manne die Hand und wandte sich dem zweiten Wagen zu, in dem ein schlanker Mann mit einem alten Herrn und einer jungen Dame safs. Auch da stützte er sich mit dem Arm gegen den Wagen und sprach ein paar Worte.

So ging er die ganze Wagenreihe durch und ging schliefslich auf einen Kreis junger Leute, unter denen sich Mikyška, Beneš und Ondráček befanden, fort. Ondráček war ebenfalls erst jetzt von Bory zurückgekommen und gehörte zur Gruppe derer, von denen niemand wufste, warum sie sich unter den Angeklagten und Verurteilten befanden. Beneš pflegte ihn sein „Dekadentenfreundchen“ zu nennen.

Ondráček erzählte unterwegs in leidenschaftlichem Ton.

XV.

Jenda begleitete Soumar. Soumar war bedenklich heruntergekommen und hustete. Er ging stumm vorwärts. Vergeblich bemühte sich Jenda, ihn zu einem Gespräch zu zwingen, er antwortete ungern auf Jendas Fragen.

Jenda fragte ihn einigemal, was er jetzt beginnen wolle, wie er jetzt weiter zu arbeiten beabsichtige. Da lächelte Soumar endlich bitter und antwortete:

„Sie wollen wissen, ob ich den Arbeitern wieder patriotischen Götzendienst predigen werde. Nein, davon bin ich, Gott sei Dank, ganz gesundet.“

Dann schwieg er wieder. Jenda bemühte sich erfolglos ihn zu einer näheren Erklärung zu zwingen. Erst durch die Bemerkung, dafs das Predigen des Patriotismus, doch nicht das Ziel gewesen war und dafs sie doch weiter reichende Pläne gehegt hatten, liefs er sich zu einem zusammenhängenden Gespräche bewegen. Jenda sagte nämlich:

„Auch ich neige nicht mehr so zur Politik, wie früher. Auch auf anderem Gebiete kann sich der Mensch nützlich betätigen, vielleicht sogar mehr. Deshalb habe ich mich zur „Frauenreform“ geflüchtet. Eben vor Ihrer Ankunft stritt ich mit Mikyška. Der sieht gleich Inkonsequenz darin, wenn man sich von gewissen Zweifeln und Irrtümern befreit. Freilich, er kann in seinem oberflächlichen Patriotismus leicht konsequent sein.“

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort.
„Und doch! Wir haben etwas Gutes gewollt. Oft denke ich jetzt darüber nach und sehe, dafs wir wirklich etwas Besseres gewollt haben, besonders aber Sie — wenn wir auch das Ziel verfehlt haben. Nur eines steht fest, dafs es so nicht recht war, wie wir es angefafst haben. Manchmal ballt sich einem die Faust — — und dann wieder ...“

„Mir ballt sich nie mehr die Faust,“ brummte Soumar.

„Ihnen ... nicht?“ fragte Jenda zögernd.

Soumar zuckte mit den Schultern.

Jenda nahm das Gespräch wieder auf: „Ich denke heute nur, dafs wir dies alles nicht hätten auf diese Weise erreichen wollen und dürfen. Der Weg dazu war falsch.“

„Alles war falsch,“ sagte Soumar scharf.

Jenda dachte nach, dann sagte er:

„Glauben Sie, dafs Kačerovský eher recht hatte?“

„Mir ist alles gleichgiltig,“ antwortete Soumar. „Ich sehe nur, dafs ich nicht recht hatte — und bin zu Ende. Wenn Sie eine noch so vollkommene Gesellschaft aufbauen könnten, so werden wieder solche Phrasenhelden erscheinen, wie der es war, der auf dem Bahnhof eine Ansprache hielt, und die werden Sie an Stelle anderer kreuzigen. Sie können den Menschen nicht umkehren und das wollte ich. Auch Kačerovský wollte das, wenn auch auf andere Weise und deshalb hatte auch er nicht recht. Keiner von uns hatte recht.“

Jenda wurde nachdenklich. Erst nach einer Weile nahm er das Gespräch wieder auf:

„Und wie denken Sie über das Manifest? Das haben Sie doch in Bory gelesen?“

Soumar bejahte.

Jenda fuhr fort: „Ich sehe darin eine Unterlage, auf der man jetzt gemeinsam arbeiten könnte. Was denken Sie darüber?“

„Das ist Ihre Sache. Wenn Sie für süſse Worte sind, so arbeiten Sie!“

„Aber bedenken Sie doch, etwas muſs doch getan werden. Wie finden Sie zum Beispiel meine „Frauenreform“? Ich habe wenigstens dies in die Hand genommen. Ich habe mich mit Kačerovský geeinigt.“

Nach diesen Worten verstummte Jenda. Unwillkürlich brachte er sich die Bedeutung seines Ausspruches ins Bewuſstsein. Wie zur Entschuldigung fügte er hinzu:

„Wir haben uns zwar geeinigt, aber trotzdem schwanke ich noch immer. Ich denke noch immer an das, was wir gewollt haben, an Ihren Traum von einem Staat, in dem es weder Not noch Demoralisation gäbe. Wenn ich daran denke, wie schön es wäre, wenn wir der Welt ein Beispiel geben könnten, daſs wir wirklich etwas besseres wollen, mit den Verhältnissen brechen und uns über den Strom der Zeit erheben können. Wenn ich daran denke und sehe, wie wenig leicht es doch ist, so wird mir schwer und bange ob des Lebens. Man würde gerne die Fesseln brechen, die einen binden, und erkennt von Tag zu Tag mehr, daſs man sie nie brechen wird.“

Soumar machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich schlage mit den Flügeln an das Gitter," fuhr Jenda fort. „Ich kann nicht dafür, ich würde mich gerne versöhnen, ich würde gerne alles so harmonisch ansehen, wie Kačerovský — — aber immer wieder erfaſst mich Schwindel. Entschieden muſs es jetzt werden. Für die ganze Partei muſs es entschieden werden, von welchem Standpunkt wir ausgehen. Der Versuch, den wir gemacht haben, kann freilich nicht erneuert werden — so viel sehe ich und Sie also auch. Aber was dann? Sollen wir Mandaten nachjagen und es versuchen auf die Weise an dem Erbauen einer neuen Welt mittätig zu sein?"

Soumar blickte zu Boden. Er lächelte unheilkündend und sagte dann:

„Darin beruht die ganze Tragikomik unseres miſslungenen Versuches. Wir wollten aufbauen, ehe wir das Alte gestürzt haben. Das Alte bekämpfen und niederreiſsen, so wie es vor einem daliegt, das könnte man sich noch höchstens zum Lebensziel machen, wenn das Leben noch ein Ziel haben soll. Niederreiſsen soll man, auch so ein Manifest und so eine „Frauenreform", niederreiſsen jeden Versuch, der irgendwie etwas bessern will — niederreiſsen und der Erde gleichmachen sollte man alles — das ist das Einzige, was für mich noch Sinn hätte."

„Das ist doch schon Anarchismus," hauchte Jenda.

„Wenn Sie wollen, so ist es Anarchismus," fiel ihm Soumar ins Wort. „Man muſs in sich selbst und in anderen niederreiſsen! Ich — — ich hätte eine Freude daran, wenn ich auch

in diesen hellen, vor Zufriedenheit strahlenden Seelen, die da an uns vorbeilaufen, alles niederreifsen könnte, was in ihnen aufwuchs, was die dumme Welt in ihnen auferzog, wenn ich sie aus dem Boden herausreifsen könnte, auf dem sie stehen, wenn ich ihre Haare zu Berge stehen lassen und ihre Augen aus den Höhlen hervorglotzen machen könnte. Warum sollen Millionen in Not leben und die paar Tausend Auserwählte stets lächeln? Ich wollte auf andere Weise die Nächstenliebe lehren, als mit süfsen Predigten — —"

Er beendete den Satz nicht. In seinen Augen blitzte es, seine Stirn legte sich in Falten. Erst nach einer Weile fügte er hinzu:

„Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, ich werde nicht niederreifsen. Ich kann nicht tief genug hassen — — und zu all dem mufs man hassen können."

„Sie haben sich sehr verändert," sagte Jenda, „vor zwei Jahren haben Sie nicht so gesprochen."

Soumar zuckte von neuem die Achseln. Dann reichte er Jenda die Hand und bereitete sich zum Abschied.

„Kommen Sie mit mir," forderte ihn Jenda auf, „bleiben Sie bei uns, bis —"

„Nein, danke. Damit würden Sie mir wohl kaum einen Dienst erweisen. Ich werde schon irgendwie für mich sorgen."

Das sagte er schon in Eile und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

*

XVI.

Jenda blickte ihm eine Weile stumpf nach. Dann ging er langsam nach Hause.

Die Unterredung rief Fragen und Zweifel in ihm wach, die ihn schon im Gefängnis gequält hatten und die jetzt immer in ernsten Augenblicken wiederkehrten.

Freilich manches aus seiner Vergangenheit hatte er innerlich schon selbst widerrufen. Schon damals, als er zu Kačerovský kam, um ihm zu sagen, dafs er nicht fähig wäre zu morden, schon damals befand er sich auf einer neuen Bahn. Im Gefängnis war er in diesen Fragen weitergekommen, wenn er sich auch mit dem Worte betäuben wollte: Auge um Auge, Zahn für Zahn.

Als er sich jetzt mit Kačerovský wegen der Gründung seines Frauenblattes vereinigt hatte, bestätigte er nur von neuem, wohin seine Entwickelung hinzielte.

Und doch war er seiner Überzeugung noch nicht sicher, doch hatte er sich das endgiltige, festbleibende Wort noch nicht gesagt. Noch immer fühlte er sich abhängig von dem, was ihr früher mitrifs. In seinem Kopfe war es noch nicht klar. Einerseits lebte darin das Ideal des Staates, wie er ihn vor zwei Jahren vor Augen hatte, andererseits war es nur das luftige Paradies des Guten und Vollkommenen, wie er es noch als Gymnasiast erträumt hatte.

Das Ideal des Staates schien ihm nicht unerreichbar, er erblickte die Schwierigkeiten nur

in der Herrschsucht und Ungerechtigkeit, die die Nation unterdrückte und ihr nicht die Möglichkeit einer freien Entfaltung gönnte.

Und deshalb hielt er es für notwendig, das Hindernis zu überwinden, die Gewalt zu brechen, damit ein neues Leben, eine neue Welt dämmern könnte.

Und dieses Ideal des Guten und Vollkommenen wendete ihn von der Gewalt ab. Das Ideal bestand einfach deshalb nicht, weil es nur unvollkommene Menschen gab und alle eine geistige Wiedergeburt erleben müſsten, damit das Paradies sich offenbaren könne.

Zu diesen zwei Vorstellungen gesellte sich eine dritte, die Vorstellung der gewöhnlichen, materiellen, alltäglichen Welt, wie er sie auf den ersten Blick vor sich sah. Das war die Welt, mit der er sich schon einmal versöhnen wollte, in der er schon unterzugehen drohte, worin er sich wie ein zivilisiertes Tier vorkam.

Diese drei Probleme kämpften in ihm. Häufig schien es ihm, daſs er schon den Weg vor sich sah, der ihn zur Klarheit führen sollte. Eigentlich befand er sich, ohne es zu wissen, schon auf diesem Wege, aber es gab zu viel Haltestellen und Umwege und so geschah es oft, daſs er überhaupt nicht vor sich sah. Dann wurde er von Ungeduld gefaſst und hätte am liebsten mit einem Sprunge die Pforten des Paradieses gewonnen.

Doch er war auch niedergeschlagen. Er sah, daſs er in sich selbst ein zersplittertes Wesen barg, daſs er heute gut und edelmütig sei, bereit, alles, auch sein Leben für andere zu opfern, daſs ihm heute alles so schön erscheint und

dafs er morgen fähig sein würde, zu vergewaltigen und mit Gewalt zu erzwingen, weil ihm jedes Opfer seiner selbst lächerlich und überflüssig erschien. „Wofür sollte er sich auch opfern? Für alle Menschen etwa? Ich kenne ja alle Menschen nicht, ist es also nicht eine Chimäre, die mich irre führt?"

Er verlor sich in Gedanken bis zur Nichtigkeit aller Dinge.

„Und die Natur? — das Weltall — was ist es denn? Alles vertilgt, vernichtet sich selbst. Die Erde wird erkalten, die Menschen werden dahinsterben. Gibt es also etwas, das immer bestehen wird? Was bin ich in all dem — in dem ungeheueren Nichts?"

XVII.

Diese Gedanken rief auch die Unterredung mit Soumar in ihm wach. „Niederreifsen, niederreifsen und nichts anderes? Und dazu noch hassen?" Das sollte das Ziel sein?

Er beneidete Kačerovský um die einfache Lösung der Lebensfrage, die er gefunden hatte und hätte auch gerne so ruhig sein Tagewerk vollbracht, ohne in weite Ferne blicken zu müssen. So aber sah er, dafs am Endpunkt doch alles nur nichtig war. Dann fragte er sich wieder: „Kommt es vielleicht nur auf die Kunst an, ein besseres Leben zu wollen, mit seiner ganzen Kraft darnach zu streben und trotzdem zu wissen — —?"

Sollte denn eine solche bessere Welt wirklich unmöglich sein? Dann, nach einer Weile, sagte er sich, daſs Soumar recht hatte, daſs man wirklich erst alles, bis auf die letzte Wurzel herausreiſsen müsse, um dann am Ende erst vielleicht...

Er ging geradeaus zu Kačerovský. Er erzählte ihm von seinen Zweifeln. „Es ist ein schrecklicher Zustand. Man würde gerne auffliegen, aber wenn man doch nur erkennen muſs, daſs man keinen seiner Pläne realisieren kann, so verzweifelt man. Nennen Sie mir doch Ihr Rezept, nach dem Sie leben? Warum frage ich Sie eigentlich darnach? Das ist doch Unsinn! Ich verstehe ja ganz gut, was Sie leitet, mich zwingt es zu derselben Bahn, nur kann ich mich über die inneren Widersprüche nicht hinwegsetzen, die in mir toben, ich muſs erst alles brechen, in mir selbst überwinden — — und mich dann mit voller Überzeugung einer neuen Sache widmen. Ich weiſs, daſs ich dahin gelangen werde, aber ich muſs ohne Zweifel dahin gelangen."

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

„Eines steht unerschütterlich bei mir fest. Die Demonstrationen, das Beschmutzen der Adler und alle diese Sachen — das war wirklich eine Blamage. Es erscheint mir heute nur noch komisch, daſs wir auf diese Weise einer besseren Welt nachjagen wollten, und ich würde mich, wenn sich etwas ähnliches wiederholen sollte, mit aller Energie dagegen stemmen. Aber eigentlich war das doch nicht die Hauptsache, das war doch nur ein Sichselbstverlieren in niedrige, nichtige Dinge — —"

„Nur dafs sich aus kleinen Dingen grofse entwickeln," wandte Kačerovský ein. „Und Ihr wolltet auch fanatisieren und mit Hilfe der fanatisierten Massen — —. Jetzt freilich sehen Sie ein, dafs der Mensch in sich selbst erst alles überwinden, durchkämpfen mufs, um mit seiner ganzen Überzeugung an einer Anschauung haften zu bleiben. Fanatisieren heifst ja nur einem andern seine Meinung aufoktroyiren — —"

„Auch darum handelt es sich mir heute nicht mehr," entgegnete Jenda. „Auch darüber bin ich mir schon lange klar und würde heute etwas Ähnliches nicht mehr empfehlen. Nein. Daher stammt doch eben mein inneres Zerwürfnis, dafs ich erkennen mufs, dafs sich nichts mit einem Schlage ändern läfst, dafs man nichts übers Knie brechen kann. Wenn es doch in mir stürmt und mich manchmal zwingt, mich nach einem Aufschwung von Macht zu sehnen — — so geschieht dies doch nur mehr gegen meine Überzeugung. Aber die eine Idee kann ich nicht los werden, dafs ein wirtschaftlicher Wohlstand viel Übel abwenden würde. Ich denke immer, dafs die Menschen geistig und moralisch gehoben werden würden, wenn es die vielen materiellen Unausgeglichenheiten nicht gäbe. Und wenn wir hier daheim, in unserem Lande, uns materiell besser einzurichten verstünden — — glauben Sie mir, in diesem Sinne war Soumars Gedankengang gewifs richtig und gut."

Kačerovský antwortete:

„Glauben Sie in der Tat, dafs sich die Menschen wirtschaftlich und materiell besser

einzurichten verstünden, bevor sie innerlich anders geworden sind? Verwechseln Sie da nicht Ursache und Wirkung?

Warum wollten Sie denn sonst die Frauen und durch die Frauen die Nation reformieren? Und wenn uns der ersehnte selbständige Staat in den Schofs fiele, so wäre alles doch gleich, solange die Menschen den wahren Lebenssinn nicht in sich selbst begreifen. Wenn Sie so einen Mikyška ans Ruder liefsen ,so würde er bald alles nach seinem Leisten formen wollen, bei Soumar und bei Mrázek und bei Ihnen und bei mir wäre es nicht anders. Und deshalb bleibt kein anderer Weg, als die Rückkehr zu sich selbst, zu seinem eigenen Innern. Solange wir nicht alle dahin zurückkehren, gibt es keine Rettung."

Jenda antwortete nicht. Er liefs den Kopf hängen.

„Entsinnen Sie sich noch, wie in den Brüdern Karamazov der kranke Knabe zu seiner Mutter sagt: Das Leben ist ein Paradies und wir alle leben im Paradies, nur wollen wir das nicht einsehen. Wenn wir es aber anerkennen wollten, so würde gleich morgen das Paradies auf Erden herrschen. Entsinnen Sie sich? Es liegt alles daran, dafs der Mensch sich selbst verstehe. Das haben Sie früher ganz richtig erkannt."

„Ja, ich verstehe es und dennoch..."

„Nein, das haben Sie noch nicht begriffen. Denn sobald dies der Mensch begreift, wird es plötzlich hell um ihn — — und er hat sich selbst besiegt."

Jenda sah wohlgefällig auf Kačerovský. Freudig blickte er auf sein Gesicht und seine glänzenden Augen. Eine Weile lang schwieg er und blickte gedankenvoll vor sich hin. Dann sagte er:

„Ja, ich beneide Sie. So gerne würde ich alles in mir zur Ruhe bringen, eine innere Einheitlichkeit gewinnen und mir eine bestimmte Weltanschauung bilden! Ich weiſs, daſs es keine andere Hilfe gibt, als diesen Weg zu betreten, aber — —“

Er seufzte und sprach den Gedanken nicht gleich zu Ende. Erst später fügte er hinzu:

„Das Eine weiſs ich, daſs ich mit Mikyška und seinen Genossen nicht mehr zusammengehen werde. Mikyška begreift nicht, daſs ich mich geändert habe. Aber auch Soumar hat sich verändert und das verstehe ich wiederum nicht recht. Wie es mit den anderen steht, weiſs ich nicht. Aber sie planen jetzt eine Versammlung. Wir werden also sehen, was los ist!“

Als er nach Hause kam, nahm er Dostojewski vor und las die betreffende Stelle: „Das Leben ist ein Paradies und wir alle leben im Paradies, nur wollen wir es nicht anerkennen.“ Und er las weiter: „Dem Menschen genügt ein einziger Tag zur Erkenntnis des Glückes.“

„Ein einziger Tag?“ wiederholte er in Gedanken. „Wann wird auch für mich dieser Tag kommen?“

XVIII.

Begierig wartete er auf die geplante Versammlung der fortschrittlichen Partei. Er wartete mit Ungeduld, weil in ihm der Entschlufs gereift war, gewisse Fragen aufs Tapet zu bringen, öffentlich gewisse Rechnungen abzulegen und öffentlich gewisse Dinge zu widerrufen.

Er bereitete sich vor, ohne jemandem etwas davon zu sagen, und war bei sich selbst noch nicht vollkommen entschieden. So viel wufste er, dafs er auf dem Scheidewege eines neuen Lebens stand und dafs er den bisherigen Weg nicht weiter verfolgen und die Grundsätze, die er bis jetzt verfochten, nicht weiter verfechten könnte. Wie es in der Zukunft werden sollte, wufste er noch nicht, trotzdem er viel darüber nachdachte.

Aber, bevor es zur Versammlung kam, geschah in seinem Leben noch ein anderes wichtiges Ereignis.

Ende November kam Kačerovský in besonders heiterer Stimmung zu ihm. Er zog ein grofses Couvert mit einem Manuskript aus der Tasche und sagte:

„Das ist ein recht interessanter Beitrag. Schade, dafs wir ihn nicht schon gestern gelesen haben. Er hätte Sie sicher interessiert."

Er wischte seine feuchte Brille und während Jenda in den kleinen Bogen des Manuskriptes blätterte, legte er den Mantel ab und sagte:

„Ein interessantes Weib mufs das geschrieben haben."

„Das schrieb eine Frau?" fragte Jenda.

„Ja," antwortete Kačerovský und holte aus der Tasche einen Brief vor, den er Jenda reichte.

„Wer ist es?" fragte Jenda.

Kačerovský zuckte mit den Schultern: „Lesen Sie selbst!"

Jenda las den Brief, worin die unbekannte Verfasserin — sie unterzeichnete am Schlufs „Ihre Leserin" — ihre Ansicht über die „Frauenreform" äufserte und der Redaktion gleichzeitig Notizen über die Frauenfrage anbot. Am Schlufs bat sie um Antwort in der Redaktionskorrespondenz oder postlagernd unter Chiffre K. S. Prag.

Jenda blickte Kačerovský an und sein Blick sagte, dafs er nichts besonderes in dem Briefe gefunden hatte.

„Lesen Sie nun das Manuskript!" sagte Kačerovský. „Sie werden sehen, dafs es recht interessant ist. Vielleicht nicht in allem richtig, aber interessant!"

Dann beschäftigte sich Kačerovský mit seiner Arbeit, während Jenda sich setzte und las:

„Ich nahm Ihre Zeitschrift, die der sittlichen Hebung der Frauen gewidmet ist, mit Interesse zur Hand und sagte mir gleich: Arme böhmische Frauen, steht Ihr wirklich so tief, dafs ihr reformiert werden müfst? Und müssen es die Männer sein, die Euch reformieren sollen? Ich sagte mir: ‚Wie seltsam ist es, dafs Männer eine Zeitschrift für Frauen gründen. Wir gefallen ihnen nicht, sie wollen uns anders haben.' Und doch empfinde ich selbst den Wunsch, dafs die Männer anders werden müfs-

ten, denn dadurch würde auch unser Leben anders werden. Sollte ich demnach ein Blatt zur Hebung der Männer gründen?“

Hier folgte der eigentliche Inhalt der Abhandlung. Was Jenda jetzt las, war der beste Teil des Artikels. Sie kam zu der Schlufsfolgerung, dafs der Mann sich erst in sich selbst kehren solle und dafs er dann sich selbst und das Weib erkennen werde.

Jenda las das Manuskript mit immer gröfserer Spannung und Bewunderung.

„Was für eine interessante Frau!“ sagte er begeistert.

XIX.

Er begann gleich eine Diskussion über den Artikel.

Als dann Kačerovský gegangen war, las er ihn von neuem und dachte nach. Ihn regte aber nicht so sehr das an, was die Autorin über das Verhältnis von Mann und Weib sagte, sondern eher ihre Gedanken über Selbsterkenntnis.

Er selbst bewegte sich doch eben in demselben Gedankengange, der Artikel berührte in ihm daher eine wunde Saite. Er stellte sich vor, dafs die Unbekannte sich eine innere Welt bildete, dafs sie die Welt nicht landläufig und materialistisch auffasse, wie sie sich dem Menschen auf den ersten Blick darbietet, sondern das sie nur das annehme, was ihrer innern Welt entspricht.

Er wandte diese Anschauungen auf sich an.
Er kehrte in Gedanken häufig zu früheren Zeiten zurück, um sich über Vergangenes und Gegenwärtiges klar zu werden. Nach vielen Erwägungen verlor sich allmählich die Wolke, die alles um ihn verdüsterte, und ein heller Sonnenschein liefs alles freudiger erstrahlen. Seine Seele war wieder reineren Eindrücken zugänglich und liefs sich mitreifsen von der Stimme, die jetzt zu ihm sprach.

An diesem Tage siegte er vollends über alle Niedrigkeit. An diesem Tage dachte er viel über sein inneres Leben nach. Da fafste er den Entschlufs, in der „Frauenreform" einen Artikel über die Männer zu schreiben, ein Pendant zu jenem Artikel der Unbekannten. Er dachte an sich und an sein Verhältnis zu den Lebensfragen.

XX.

Am nächsten Tage teilte er Kačerovský mit, dafs er der unbekannten Dame selbst antworten werde.

Kačerovský war es recht und Jenda schrieb.
Er schrieb, dafs er sehr wohl wisse, was eine solche Selbsterkenntnis, wie sie sie schildere, bedeute, dafs er sich selbst auf diesem Wege befinde und dafs ihn deshalb ähnliche Worte bei ihr überraschten, ja begeisterten. Er fragte am Schlufs mit warmen Interesse, wer sie wäre und sandte den Brief an die angegebene Postadresse.

Seit jenem Tage hatte er keine Ruhe. Im Geiste stellte er sich sie als ein gebildetes, ideales, begeistertes Wesen vor. Und je mehr er an sie dachte, desto wahrscheinlicher erschien es ihm, dafs sich hier jener Zufall abspielte, der unter tausend Fällen einmal eintrifft und so grofse Bedeutung für das Leben gewinnt. Er war seit dem nicht nur mit der Sorge um seine Zeitschrift, mit seinen inneren Zweifeln, sondern auch mit Gedanken an jene Unbekannte beschäftigt.

XXI.

In kurzer Zeit wechselte er einige Briefe mit ihr.

Er war jetzt schon davon überzeugt, dafs in sein Leben ein bedeutungsvoller Wandel eingetreten war. Sie antwortete zwar in einem lieben Tone, aber er bemühte sich erfolglos, sie zur Nennung ihres Namens zu veranlassen. Sie erinnerte ihn an den Briefwechsel Maupassants mit der Baschkirtseff. Das alles reizte Jenda noch mehr und trieb ihn zu extremer Mitteilsamkeit. In einem ausführlichen Briefe erzählte er ihr von sich und bat sie, ihm auch Näheres über sich mitzuteilen.

Auf diesen Brief bekam er lange keine Antwort.

Unterdessen fand noch vor Weihnachten, bevor er noch mit seinem Artikel fertig war, die Zusammenkunft der fortschrittlichen Partei statt. Sie wurde Anfang Dezember in die

Räume des „Weifsen Schwans“ anberaumt. Auf der Versammlung sollte hauptsächlich über das Verhältnis der Partei zu den Jungtschechen verhandelt, dann über die Organisation der Partei in dem Sinne gesprochen werden, wie es Mikyška Jenda gleich nach seiner Rückkehr vom Lande mitgeteilt hatte.

Jenda ging in gehobener Stimmung in der Ahnung, dafs einer der entscheidensten Augenblicke seines Lebens gekommen war. Als er in das Gartenlokal eintrat, waren bereits mehr als 50 Menschen versammelt. Auch vom Lande kamen mehrere Teilnehmer, darunter einige Bauern und Arbeiter. Jenda erblickte gleich Rechtsanwalt Mrázek. Er stand im geschlossenen Jacket nahe an der Türe zwischen zwei jungen Leuten. Einer davon war jener Amnestierte, der bei der Rückkehr aus dem Gefängnisse von den Studenten auf den Schultern vom Bahnsteig zum Wagen getragen worden war. Er winkte Jenda zu und fragte ihn, wie es mit der „Reform“ stünde.

Jenda blieb stehen. „Lesen Sie die Zeitschrift?“ fragte er freundlich. „Wie gefällt sie Ihnen?“

„Sie gefällt mir. Kačerovský leitet sie gut.“

„Mikyška —“ fiel ihm Jenda ins Wort.

„Na, Mikyška —“ sagte der andere mit verachtender Geste, lächelnd.

Der andere junge Mann wies auf eine Gruppe, bei der man Mikyškas laute Stimme hörte: „Dort liegt er sich, wie es scheint, mit Kačerovský in den Haaren.“

Alle drehten sich um und Jenda ging zu der Gruppe. Mikyška stellte eben sein Bier-

glas auf einen nahen Tisch und griff Kačerovský heftig an:

„Das ist eine Infamie! Ist das etwa jener Individualismus, auf den im Manifest soviel Wert gelegt wird? Ist das die Wertschätzung der geklärten Individualitäten gegenüber der Menge?"

Kačerovský antwortete:

„Jawohl. Nur aus Eitelkeit verurteilen gewisse Leute. Auch ich halte das Manifest in allen Punkten nicht für richtig und habe dagegen anzuführen, dafs es mit Unrecht Menschen verschiedener Anschauungen zu verbinden trachtet. Durch so einen gemeinsamen Mantel lassen sich die Mängel entgegengesetzter Anschauungen nicht verbergen."

Mikyška lachte schadenfroh.

Kačerovský aber verwahrte sich dagegen: „Was ist denn hier Grofses gesagt worden, dafs die Herren so empört sind. Wenn man in der sozialen Frage das Hauptgewicht auf Menschlichkeit legt und die Arbeiterschaft als Glied der Nation auch dann ansieht, wenn sie international ist, so ist das nur richtig. Nationalität ist doch wirklich kein Sonderrecht der Jungtschechen und ich möchte noch hinzufügen, auch kein Sonderrecht von uns allen."

Mikyška rief heftig: „Sie müfsten noch hinzufügen, dafs es schon lange kein Sonderrecht von Ihnen ist."

Jenda mischte sich nicht in das Gespräch, sondern ging zu Soumar, der allein in einer Ecke safs. Kaum hatte er sich ihm aber genähert, so erschien auch Ondráček und wies auf die Gruppe der Streitenden: „Selig, die arm an

Geiste sind — — sie streiten um Windmühlen!"

Aber trotzdem begann auch er viel leeres Zeug zu reden. Jenda hörte nicht zu, er war mit seinen Gedanken beschäftigt.

Unterdessen begann die Versammlung, aber selbst nach der Eröffnung kamen immer noch Menschen. Die erste Frage, über die debattiert wurde, war das Verhältnis der fortschrittlichen Partei zu den Jungtschechen.

Kačerovský sprach entschieden gegen eine Anlehnung: „Entweder sind wir Jungtschechen, dann wollen wir mit einer eigenen Partei Komödie spielen, oder wir sind keine Jungtschechen und tun nur so, um — offen gesagt — zu Abgeordnetenmandaten zu kommen. Unter solchen Umständen verliert die fortschrittliche Partei jede raison d'être."

Durch sein Auftreten rief Kačerovský einen Sturm der Entrüstung hervor. Er wurde heftig und resolut zurückgewiesen. Einige Redner meldeten sich gegen ihn zum Wort. Darunter Rechtsanwalt Mrázek und beide Amnestierten, mit denen Mrázek bei Jendas Ankunft gesprochen hatte.

Dr. Mrázek antwortete ironisch, mit ruhiger, überlegener Glätte, dafs es sich doch natürlich um Mandate handle; warum auch nicht? Leider seien sie noch nicht so weit, meinte er, und müfsten erst ein eigenes Tageblatt haben, um politisch agieren zu können, und sich dann von den heute herrschenden Parteien zu trennen.

Unter heftigem Lärm antwortete Kačerovský. Er warf seinem Vorredner vor, dafs es

sich ihm nur um seine eigene Person und nicht um die Sache handle.

Dr. Mrázek protestierte lebhaft. Ein heftiger, allgemeiner Streit begann. Soumar stellte sich auf Kačerovskýs Seite, wurde aber überschrieen.

Der Vorsitzende konnte nur mit Mühe Ordnung schaffen. Es meldete sich gleich ein ganzes Dutzend Leute zum Wort. Sie alle sprachen und wurden immer wieder von ihren Gegnern unterbrochen. Mikyškas Chef, ein behäbiger Herr, dem man die gesicherte Wohlhabenheit ansah und der in den Kreis der jungen Leute nur einer möglichen, politischen Karriere wegen gekommen war, sprach recht lange und widersprach sich häufig. Er bemühte sich darzulegen, dafs man mit den gegenwärtig Stärkeren gehen müsse.

In der Reihe der Redner kam auch Jenda bald zu Worte. Er wartete ungeduldig. Er beobachtete den Verlauf der Sitzung und fühlte wohl, dafs seit jener für ihn denkwürdigen Versammlung in Hodkovičky sein Interesse für politische Fragen stark abgenommen hatte. Bei den anderen, die mit ihm im Gefängnis gewesen waren, sah er nicht jene Verlegenheit und jenen Zwiespalt, den er bei sich selbst wahrnahm. Im Gegenteil, ihr Gebaren bewies das Selbstbewufstsein von Menschen, die von ihrer eigenen Wichtigkeit überzeugt sind. Er sah wohl das finstere Gesicht Soumars und Ondráčeks anmassendes Lächeln, aber das waren eben zwei vereinzelte Ausnahmen.

Ja, Jenda war seit der Unterredung mit Mikyška auch ein wenig bedrückt. Ein Schatten

lagerte sich vor seinen Augen, er blickte wie durch einen Nebel. Als er sich erhob, um zu sprechen, begann er ganz anders, als die früheren Redner. Er sagte, dafs in seinem Leben ein Tag der Abrechnung gekommen war. „Aber nicht nur in meinem Leben," fuhr er fort, „sondern in unserer aller Leben. Wenn wir über unsere Organisation verhandeln sollen, so ist es wohl unmöglich, sich nicht gewisser grundlegender Dinge zu erinnern, von denen wir ausgegangen sind. Die Lebensanschauung ist die Grundlage, auf der alles beruht, sie ist die Gesamtheit der Ideen, nach denen sich das Leben der Individuen und der Völker entwickelt. Deshalb scheint mir die Frage, welche Ideen unserer Partei zugrunde liegen, so überaus wichtig."

„Das hat doch mit dem Zweck der heutigen Sitzung nichts zu tun," rief eine Stimme.

„Ich werde zeigen, dafs es doch damit zu tun hat," antwortete Jenda in entschiedenem Tone. „Es hat eine Zeit gegeben, in der ich das Leben anders angesehen habe, als heute und ich weifs am besten, welch' unheilvolle Folgen diese Zeit für mich gehabt hat. Ich bin mir zwar heute noch nicht klar, aber soviel weifs ich, dafs meine frühere Anschauung falsch war."

„Lieber Freund, das ist ihre private Angelegenheit," liefs sich eine andere Stimme hören. Die Versammlung wurde von da ab zerstreuter, manchmal lachte man auch während der folgenden Worte.

Jenda fühlte eine Herzbeklemmung. Er erschrak bei dem Gedanken, dafs man ihn ent-

weder nicht verstehen könnte, oder dafs er sich unklar ausgedrückt hätte. Eilig schritt er zum Kern der Sache: „Falsche Anschauungen waren es, die mich ins Gefängnis gebracht und die unsere Partei irregeführt haben. Ja, widersprecht nicht, höret mich an, ich werde Euch beweisen, dafs es so ist. Warum sollten wir unsere Fehler nicht bekennen, warum sollten wir nicht in uns blicken, um zu erkennen, was uns vom Wege abgeleitet hat? Das war unser Fehler, dafs wir das Höhere aus den Augen verloren haben, all das, was uns ursprünglich zum Lichte emporleitete. Die Ausarbeitung einer geistigen Welt ist ein heroischer Akt der Menschheit. Die Menschen kämpfen da gegen ihre eigene Natur, gegen das, was sie von der Wiege an beschwert. Der Geist kämpft gegen die Materie. Nur so konnte die Harmonie des griechischen Lebens erzielt werden. Es ist kein Geschenk der Natur, das uns zu diesem Kampfe stärkt. Nein, gegen unsere ursprüngliche Natur mufsten wir uns eine zweite schaffen. Auch Christus hat gelehrt, dafs unser Leben nicht von dieser, sondern von jener Welt ist. Ich will mich nicht in extremen Problemen verlieren, aber ich sehne mich heraus aus dieser Welt und diesem Leben, das zur Befriedigung des Körpers ausgestaltet worden ist. Vielleicht spreche ich nicht klar genug. Ich will sagen, dafs wir alle nur für die Materie gekämpft haben, als wir dem Staate und dem wirtschaftlichen Wohle nachjagten. Wir haben die Welt zu einem Mechanismus zur Erzeugung körperlichen Wohlbefindens gemacht, ebenso wie wir den Menschen zu einem mechanischen

Apparat gemacht haben. Wir haben vergessen, dafs wir gegen die Materie hätten kämpfen sollen, dafs wir gerade gegen diese Welt eine innere Welt als Bollwerk hätten errichten sollen und dafs wir nur so erreicht haben würden, was wir wollten. Die soziale Frage ist keine Brotfrage, sondern eine Frage der inneren Welt in der Menschenbrust. Wenn das die Menschen begriffen haben werden, dann wird sie gelöst sein."

Einige Teilnehmer lachten, andere protestierten und konnten nicht begreifen, warum sie durch solchen Unsinn aufgehalten werden sollten.

Einer von den auswärtigen Vertrauensmännern erklärte, dafs dies die Grenzen seines bäuerischen Verstandes überschreite und dafs es überdies höchste Zeit für ihn sei, seinen Zug zu erreichen. Unter allgemeiner Heiterkeit verliefs er den Saal. Einigemal wurde Jenda durch Zurufe unterbrochen, die ihn ermahnten auf die Erde herabzusteigen, da er in Gesellschaft vernünftiger positiver Menschen nicht in der Luft schweben könne.

„Urteilt, wie Ihr wollt, aber ich freue mich, dafs ich unsere Vergangenheit klar erkannt habe und es bekenne."

Mit dem Zitat eines bekannten Dichters schlofs Jenda seine Rede und ermahnte nochmals zur Umkehr.

Seine Rede hinterliefs keinerlei Eindruck. Jenda fühlte es selbst. Er fühlte auch, dafs er nicht alles gesagt hatte, er sah ein, dafs er sich in entferntere Fragen verloren hatte und dafs

er das näher liegende, das Aktuelle vergessen hatte. Bald erhob er sich zum zweitenmale und sagte, was ihm noch am Herzen lag.

Man antwortete ihm mit wohlwollender Herablassung. Daran konnte er am besten sehen, wie wenig Eindruck er gemacht hatte.

„Wir sind nicht gekommen, um über abstrakte Fragen zu philosophieren. Das würde zu weit führen. Mit demselben Rechte könnten wir über die Unsterblichkeit der Seele und über alles mögliche philosophieren. Wir können an die Unsterblichkeit der Seele glauben, oder nicht glauben, aber das hindert uns nicht, darüber zu entscheiden, ob wir Fortschrittler sind, oder nicht. Philosophen sind wir jedenfalls nicht. Auch sind wir uns darüber klar, dafs es einem bei vollem Magen nicht schwer fällt, wirtschaftliche Fragen zu bagatellisieren.

Es entstand ein Streit. Mikyška warf Jenda Kačerovskýs Einflufs vor. Jenda wehrte sich.

Bald aber setzte er sich beschämt nieder. Er wartete das Ende der Sitzung nicht ab und ging.

Mikyška lief ihm nach und hielt ihn fest. In fieberhafter Hast sprach er ihn an:

„Freund, hören Sie mich, es liegt mir unendlich viel daran, dafs Sie gut über mich denken. Ich halte so viel von Ihnen und habe stark auf Ihre Freundschaft gerechnet. Sie sollen mein Fürsprecher sein. Ich liebe Ihre Schwester. Wahnsinnig liebe ich sie, es brennt in mir ... seit jenem Tage, als wir vor Jahren gemeinsam aus dem Theater gingen. Damals entflammte es sich in mir, seit jenem Tage wurde es immer schlimmer. Weifs Gott, wo-

hin es führen soll. Tausendmal bebte ich schon in Angst, dafs sie einen andern nehmen könnte, ich wagte nicht vorzutreten; aber jetzt, wo ich auf den Boden praktischer Tätigkeit getreten bin ... sagen Sie mir doch, was ich tun soll?“

Jenda blickte ihn erstaunt an, ob er nicht etwa betrunken wäre. Dann rifs er sich los.

„Wir sprechen ein andersmal davon!“ sagte er und trat auf die Strafse.

XXI.

Jenda war niedergeschlagen. Gedankenlos schritt er durch die Strafsen, ohne auf seine Umgebung zu achten. Unklar stellte er sich vor, was er in der Versammlung eigentlich gesprochen hatte, und er war sich bewufst, dafs er die Hauptsache nicht gesagt hatte.

Ein Zorn stieg in ihm auf, als er sich dies eingestand, aber bald trat eine innere Befriedigung wieder ein. „Wenn ich auch nicht alles gesagt habe, so habe ich doch Rechnung abgelegt und angedeutet. Sie haben die Form und die äufsere Welt gewählt, ich aber die innere Welt.“

Diese Gedanken machten ihn froher, sein Herz wurde wieder warm. Er blickte empor. Er hatte das Gefühl, dafs er sich von diesen Strafsen befreien, über sich das klare, endlose Firmament erblicken möchte, dafs er eiligen Schrittes mit offenen Augen einem Etwas nachjagen wollte. Er hatte das Gefühl der Begei-

sterung und innern Freiheit, wie er es schon seit langem nicht mehr gekannt hatte. Er vertiefte sich ganz in sich selbst, so dafs der Lärm des Strafsenlebens nur noch wie aus der Ferne zu ihm herantönte. In seinem Innern sprachen süfse Stimmen. Es waren glückliche Augenblicke.

Er hatte sein früheres Paradies wiedergefunden.

XXII.

Erst gegen Ende Januar meldete sich die Unbekannte wieder mit einem neuen Briefe. Sie schrieb:

„Seien Sie mir, bitte, nicht böse, dafs ich Ihren Brief nicht früher beantwortet habe. Ich werde erst mündlich antworten. Ich würde Sie gerne kennen lernen und Sie werden bald nähere Mitteilungen erhalten. Bevor wir uns aber treffen, habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich bitte Sie recht sehr, besuchen Sie den Beseda-Ball auf der Sophieninsel. Mich werden Sie dort freilich nicht treffen. Aber es liegt mir trotzdem daran, dafs Sie hingehen."

Dieser Brief rief in Jenda manche Gedanken und Fragen wach, ja er fürchtete sogar, mystifiziert worden zu sein. Trotzdem entschlofs er sich, der Aufforderung zu folgen.

Zwei Tage später machte er Balltoilette. Vor dem Haustor stand an jedem Abend ein eleganter Wagen. Jenda ging unruhig durch das Speisezimmer. Er hatte eine Camara an,

hielt den Hut in der Hand und wartete nur auf den Augenblick, wo er den Paletot anziehen und einsteigen könnte.

Otilchen beendete stolz und schön im Nebenzimmer ihre Toilette. Sie stand vor einem riesigen Spiegel und ordnete noch einmal ihr Haar. Sie betrachtete ihre ganze Gestalt im Spiegel. Aus weifsem, seidenem Brokat war ihr Ballkleid.

Das Dienstmädchen meinte lächelnd: „Hoffentlich lassen gnädiges Fräulein das Herz diesmal auf dem Ball."

„Soll ich denn um jeden Preis aus dem Haus? Auch Du jagst mich davon, Papa?" fragte Otilchen in froher Stimmung und wandte sich zu ihrem Vater, der auch schon ungeduldig geworden war.

Sie versuchte auch mit Jenda zu scherzen, aber er ging nicht darauf ein. Es war ihm doch sonderbar, dafs er heute Abend zu einem Ball gehen sollte, einer Frau wegen, die er nicht kannte und die ihn dazu aufgefordert hatte. Wozu? Zwei Tage lang hate er über die möglichen Gründe einer so sonderbaren Aufforderung nachgedacht.

Jetzt aber, da er sich zum Ball vorbereitete, begann die Illusion zu verfliegen. Eine Bangigkeit erfafste ihn, eine vernünftigere Anschauungsweise machte sich geltend. Warum sollte er gerade auf die Sophieninsel? Warum sollte er der Klärung der Frage auf diese Weise näher kommen?

Er war gerade mit diesen Gedanken beschäftigt. als Otilchen sich mit einer Frage an ihn wandte. Verdriefslich antwortete er ihr:

„Wie kann es Dich denn freuen, eine ganze Galerie Verehrer zu haben? Sage doch mal, was Du von dieser Koketterie und von diesen Leuten hast?"

„Vielleicht nichts," antwortete sie schnippisch, „aber es unterhält mich, zu sehen, wie mir alle nachlaufen."

Nach einer Weile näherte sie sich von neuem und viel ernster, vertraulicher und wärmer sagte sie:

„Jenda, fünfzig, ja vielleicht hundert Männer könnte ich Dir aufzählen, die mir die Kur geschnitten haben und die sofort bereit wären, mir einzureden, dafs sie mich lieben. Aber nicht ein Einziger von den vielen liebt mich wirklich und zur Frau würden sie mich vielleicht nur deshalb nehmen, weil ich etwas Geld haben werde. Das sind die Männer, mit denen ich kokettiere. Du müfstest mich eher bedauern."

Jenda blickte Otilchen an. Sie brachte ihn immer mehr in Verlegenheit. Sie fuhr fort:

„Glaubst Du, dafs ich nur dieser Koketterie fähig bin, dafs ich nicht auch wirklich lieb haben könnte? Aber ich würde für Liebe wieder Liebe verlangen, ich will doch nicht einen Menschen heiraten, von dem ich im voraus weifs, dafs es sich ihm mehr um mein Geld, als um mich handelt. Ich habe jemanden lieb — Du weifst vielleicht wen — ich habe ihn wirklich lieb, aber ich fürchte, dafs auch er eigentlich nicht mich liebt, wenigstens nicht so sehr, wie ich möchte. Soll ich also seine Frau werden? Soll ich die Frau eines von jenen fünfzig werden, die eine reiche Braut in mir se-

hen? Es mag sein, dafs ich böse bin ... aber denke doch auch ein wenig über die Männer nach und gib nicht mir allein die Schuld!

Übrigens fahren wir jetzt zum Ball und wollen uns nicht die Stimmung verderben."

XXIII.

„Den Fächer, das Bouquet, die Handschuhe! Habe ich alles?" rief nach einer Weile Otilchen. „So, jetzt können wir fahren."

Sie gingen hinunter. Frau Hrubý befahl den Dienstmädchen, sie um drei Uhr abzuholen. Dann schlüpfte Otilchen in den Wagen. Die Anderen sprangen ihr nach und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Hinter dem Nationaltheater konnten sie über die Brücke nur langsam vorwärts fahren. Eine Reihe von Wagen bewegte sich langsam zur Sophieninsel, die von dem intensiven grünlichen Licht der elektrischen Bogenlampen überflutet war. Auf der Brücke drängten sich die Menschen, sie kamen glücklich vorbei und fuhren am Eingang des Saales vor.

Im Vestibül ging es laut zu.

Unter der Treppe stand ein ganzes Spalier von Comitémitgliedern mit reichen Abzeichen auf den Fracks und Camaras. Aus der Damengarderobe kamen Mädchen in luftigen Balltoiletten und auf der anderen Seite legten die Herren schnell ihre Pelze und Überröcke ab.

Jenda wartete mit seinem Vater auf Otilchen und die Mutter. Er zog zwar auch weifse

Handschuhe an, aber er blickte leichthin mit einem wegwerfenden Lächeln auf das ihn umgebende Treiben. Aber hinter dieser Gleichgiltigkeit verbarg sich eine gespannte Aufmerksamkeit und der Gedanke: Wie, wenn ich doch irregeführt worden bin, wenn ich sie hier doch treffen sollte?“

Trotzdem er dies gewifs wünschte, verbannte er doch mit einer gewissen Anstrengung den Gedanken an diese Möglichkeit.

Otilchen und Frau Hrubý erschienen bald. Comitémitglieder eilten herbei und verbeugten sich. Einer von den Herren bot Otilchen den Arm an und alle stiegen die zum Tanzsaal führende Treppe empor. Otilchen hatte den Gesichtsausdruck strahlender Freude angenommen, wie sie es immer in Gesellschaft tat.

Oben sah man noch mehr schwarzgekleidete Herren. Einige eilten sofort zur Treppe. Besonders zwei bemühten sich um Hrubýs. Der Eine wandte sich an Frau Hrubý, als ob er bei ihr Protektion suchen wollte, der andere blieb an Otilchens Seite.

Im Saale wurde noch nicht getanzt. Man unterhielt sich noch sitzend oder promenierend. Baumeisters durchkreuzten den Saal und gingen auf die Estrade zu. Otilchen war sofort von einem Kreis von Herren umgeben, die sich alle in ihre Tanzkarte einschreiben wollten. Während sich die Herren, einer nach dem andern, für Walzer und Quadrille einschrieben, blickte sie forschend in den Saal. Aber sie suchte Hanuš vergebens.

XXIV.

Als gerade Doktor Mareš Otilchen zum Tanze führte, drang durch die dichten Reihen der Herren und tanzenden Paare ein etwa dreifsigjähriger Mann. Otilchen sah seine ausgestreckte Hand über den Köpfen der Herren. Sie stockte und gab ihrem Begleiter unwillkürlich ein Zeichen, als ob sie jenem Herrn entgegengehen wollte. Dann besann sie sich aber schnell und ihre Augen erglänzten. Noch einmal blickte sie sich um und Doktor Mareš war von ihrer Gleichgiltigkeit für seine Person fast überzeugt.

Hanuš — eigentlich der Universitätsdozent Hanuš — war unterdessen bis zur Estrade vorgedrungen, wo er Frau Hrubý bemerkt hatte. Er war Otilchens wegen gekommen, er bewarb sich um ihre Hand. Seit Jahren dachte er an sie, ja schon seit jenem Augenblicke, als er nach seiner Ankunft in Rokytka im Garten jenes Gespräch mit ihr angeknüpft hatte. Damals war es freilich mehr eine unbewufste Wärme, die ihn bei Otilchens lustiger Frage erfüllt hatte. Aber auch damals war es schon jenes ungezwungene Übergewicht gewesen, das Otilchen über die Herren zu gewinnen verstand. Dieses Übergewicht lockte und reizte ihn oft gegen sie, trotz seines sicheren Selbstbewufstseins war er meist machtlos dagegen. Allerdings sah er in Otilchen auch die reiche Braut und gute Partie und das bewog ihn am Ende am meisten, sich ernstlich um sie zu bemühen.

Er hatte jahrelange Entbehrungen hinter sich, er hatte sich in Berlin und Paris herumgeschlagen, wo ihm ein Staatstipendium das Studium ermöglicht hatte, er hatte Jahre unermüdlicher, aufreibender Arbeit durchgemacht, bevor er Dozent geworden war und sich ihm die Möglichkeit zu einer bedeutenden Karriere eröffnet hatte. Wenn er jetzt um Otilchens Hand anhielt, so war er überzeugt, dafs er selbst mehr bot, als er zu empfangen wünschte.

Frau Hrubý empfing ihn mit konventioneller Liebenswürdigkeit. Auf einer Seite erblickte sie in ihm einen recht vorteilhaften Bräutigam, auf der anderen Seite konnte sie jenen früheren Hanuš nicht vergessen, den sie vor Jahren als armen, kleinen Studenten kennen gelernt hatte. Ihr sagte Mareš mehr zu und dann der Sohn des Oberlandesgerichtsrats Koldinsky, der auch schon Doktor war und dem eine glänzende Beamtenlaufbahn winkte. Auf Hanuš blickte sie gereizt, mit Mifsbehagen, weil er es zu einer Stellung gebracht hatte, die ihm das Recht gab, um Otilchens Hand zu werben. Sie liefs sich keine Gelegenheit zu abfälligen Bemerkungen entgehen, fand aber wenig Verständnis bei Otilchen und dem Baumeister.

Hanuš stand jetzt dicht neben ihrem Fauteuil. Er war höflich, fühlte aber eine gewisse herablassende Kühle heraus, trotzdem Frau Hrubý einen Stolz über sein Kommen nicht verbergen konnte. Sie fühlte sich in ihrer Tochter geschmeichelt.

Jenda kam auf ihn zu. Sie begannen ein Gespräch, aber Hanuš war unruhig. Er suchte Otilchen.

Plötzlich tauchte sie inmitten der tanzenden Paare vor ihm auf.

Sie entschlüpfte Mareš's Arm, blickte Hanuš mit halbgeschlossenen Augen unverwandt an und reichte ihm stumm die schlanke Hand. Da kam Mikyška von der anderen Seite an. Seine Augen blickten strahlend in Otilchens Gesicht.

„Richtig, ich bin ja von Ihnen engagiert," sagte sie. Sie blickte Hanuš lächelnd an und verschwand mit Mikyška.

In Hanuš schäumte das Blut. In ihrem Lächeln las er die selbstgefällige Bemerkung: „Trotzdem Du auf mein Geheifs hierher gekommen bist, mufst Du doch ebenso geduldig bleiben, wie bisher."

Er trat zur Seite und wollte sich im Gedränge verlieren. Aber bald kam er zur früheren Stelle zurück. Auch Otilchen stellte sich bald wieder ein. Als eine Musikpause eintrat, begann sie mit Hanuš zu promenieren.

XXV.

Hanuš liefs seiner verdriefslichen Stimmung freien Lauf.

Otilchen blickte ihn heimlich an. Sie lächelte nicht, sondern sagte ernst:

„Fühlen Sie eine so grofse Glückseligkeit darüber, dafs wir zusammen sind, dafs Sie in meiner Nähe sind?" Dann fügte sie freundlicher hinzu: „Schelten Sie nicht mehr und ärgern Sie sich nicht. Ich freue mich, dafs Sie

gekommen sind. Es fragt sich nur, ob Sie es aus Liebe getan haben."

Sie begannen ein Gespräch über gleichgiltige Dinge. Aber Hanuš war ungeduldig. Plötzlich sagte er erregt:

„Sagen Sie mir, bitte, sind Sie mit wirklichem Interesse zum Ball gegangen? Was soll ich denn hier? Ihre Tanzkarte ist voll beschrieben, ist es also nicht lächerlich, dafs ich gekommen bin, um zuzusehen, wie Sie tanzen werden. Wenn ich bedenke, dafs ich — ich habe eben Unklarheiten nie geliebt und verstehe mich selbst nicht. Ich komme mir wie ein Pferd vor, das schon allzu lange unterwegs ist und das Ziel dennoch nicht erreichen kann. Überlegen Sie doch selbst! Wollen Sie sich denn selbst noch länger täuschen? Oder wären Sie nicht längst die Frau, ich weifs nicht wessen geworden, wenn Sie nicht gewufst hätten, dafs Sie nur meine Frau werden könnten?"

„Und wenn ich doch nicht Ihre Frau werden sollte?" sagte sie halb im Ernst, halb im Scherz.

„Sie wünschen also, dafs ich Ihnen nachlaufe wie ein Schuljunge einem Schmetterling? Ich habe es bis jetzt getan, es ist wahr — aber Sie stellen sich vielleicht vor, dafs in jedem Mann so ein halber Faust steckt. Sie stellen sich ruhig und kühl, wollen Faust empören und versuchen und wünschen, es soll hinter Greten hersein. Ein wenig ist es Ihnen gelungen, aber Sie haben noch nicht gewonnen. Ich weifs sehr wohl, dafs ich nur mir selbst gehöre, niemandem sonst, auch Ihnen nicht.

Wenn ich Sie zur Frau wünsche, so tue ich dies geradeaus und entschieden und will, dafs Sie mir dann ganz allein gehören!"

„Sie sind wirklich schrecklich!" sagte Otilchen.

„Nicht gerade schrecklich, aber ich habe Selbstbewufstsein genug, um nicht eine so klägliche Rolle spielen zu wollen. Heute mehr, denn je!"

Otilchen lächelte. Seine Erregung schmeichelte ihr offenbar. Dann fragte sie plötzlich:

„Wie gefällt es Ihnen hier auf dem Ball?"

Hanuš blickte erstaunt auf.

„Sehen Sie, was für eine Toilette die Dame vor uns hat! Ich wüfste gerne, worüber die Zwei sprechen!"

„Interessiert Sie denn das ernstlich? Oder soll ich Ihre Toilette beachten? Oder — —"

„Erlauben Sie!" unterbrach ihn Otilchen. „Na, schliefslich warum nicht — — beachten Sie sie, ich würde es sogar gern sehen. Die Toilette — das ist doch auch ein Stück Kunstwerk. Ich habe wenigstens einmal ein Feuilleton gelesen, worin Toiletten vom künstlerischen Standpunkt aus beurteilt wurden. Also gefalle ich Ihnen?"

Hanuš dachte bei sich „Albernheiten!" Aber er überflog Otilchens schlanke Gestalt, blickte ihre kleinen Hände und vollen Unterarme an, weidete sich an ihrer gewölbten Schultern, sah in ihre strahlenden Augen und wurde milder gestimmt.

Sie lachte. „Wie gefällt Ihnen also meine Toilette? Wissen Sie, woran mich Ihr Blick erinnert hat? An ein Bild. Bei Jenda habe ich

es gesehen. Es stellt einen Sklavenmarkt in Rom vor. Ein Sklavenhändler sieht sich ein gekauftes Mädchen so an, wie Sie jetzt mich angesehen haben."

„Nur besteht der Untersthied darin," sagte er ernst, „dafs Sie mich selbst dazu aufgefordert haben. Sie sind klug, Otilchen."

„Vielleicht," sagte sie stockend. „Aber was bleibt einem sonst, als das bischen Klugheit?"

„Sie haben jetzt ein Frauenblatt im Hause. Es wäre doch merkwürdig, wenn diese ‚Reform' ohne Einflufs auf Sie geblieben wäre.

Eine Weile schwiegen Beide. Dann sagte sie:

„Wissen Sie, warum ich Sie gerade auf einen Ball eingeladen habe?"

Bevor sie antworten konnte, erschien ein eleganter Mann in Uniform eines Reserveoffiziers vor ihnen. Er bat Otilchen zu der versprochenen Quadrille.

„Nachher will ich es Ihnen sagen," rief Sie noch Hanuš eilig zu, dann führte der Offizier sie in die sich bildenden Tanzreihen.

XXVI.

Hanuš wurde nachdenklich:

„Hat sie mich deshalb eingeladen, damit ich sehe, wie sie von einer Hand in die andere geht, um alle ihre Verehrer kennen zu lernen und hier die Nacht zuzubringen? Soll ich hier die dumme, lächerliche Rolle des Statisten

spielen, der als Page den Hof der Königin reicher gestalten soll?“

Er begab sich zu einer Gruppe von Herren, die inmitten tanzender Paare eine Insel bildeten. Aber nach Schlufs des Tanzes verloren sich die Herren nach allen Seiten und auch er mufste den Platz verlassen.

Er ging in das Vestibül und während sich im Saal die Paare zur Quadrille ordneten, promenierte er draufsen auf und ab. Er lächelte cynisch. Er stellte sich Otilchen in Balltoilette vor, sah ihre schlanke Gestalt, wie sie vor ihm gestanden hatte, als sie ihn aufgefordert hatte, sie zu bewundern. Er brachte sich den Widerspruch zum Bewufstsein: Otilchen im Tanzsaal an der Seite irgend eines Reserveoffiziers und er — hier. Er sagte sich, dafs seine ewigen Bemühungen einen Abschlufs finden müssen.

Drinnen ertönten die ersten Takte der Quadrille. Er fand, dafs es ja schliefslich ganz gleichgiltig sei, ob sie jetzt mit dem oder jenem Gecken tanze, da sie doch seine Frau werden würde. Bei dieser Vorstellung wurde er ruhiger.

Jenda trat mit Mikyška zu ihm und stellte ihn seinen Freund vor. Seitdem er die Sophieninsel betreten hatte, war er einsilbig geworden. Er sah hundert Frauenerscheinungen und fragte sich immer wieder, ob sie darunter sein würde. Plötzlich war Blaženka an ihm vorbeigehuscht. Er wich schnell zur Seite.

Jede andere hätte er hier lieber gesehen, als gerade sie, die ihn an die Zeit erinnerte, wo er noch, halb ein Kind, in ihr sein Ideal

verkörpert zu sehen glaubte. Lieb und nett war sie freilich gewesen und vielleicht — was wufste er heute — hatte sie ihn wirklich lieb gehabt. Aber si wäre nie die rechte Frau für ihn geworden. — Warum, darüber dachte er selbst nicht nach.

Jetzt stand er da und hörte ohne Teilnahme zu, was Mikyška mit dem eintönigen, zerstreuten Hanuš philosophierte.

Als die Quadrille sich ihrem Ende zuneigte, nahm ihn Mikyška beim Arm und zog ihn mit sich fort.

„Sehen Sie, Hrubý, ich tanze nur mit ihrer Schwester. Bei allen Tänzen, für die sie mit anderen vergeben ist, rühre ich keinen Fufs. Mich verdriefst es nur, dafs Herr Dr. Hanuš sich so viel mit ihr unterhält. — Hrubý, wie sehen Sie denn aus — warum tanzen Sie nicht, warum amüsieren Sie sich nicht? Es ist ja eine Sünde! Wissen Sie, wer hier ist? Aber natürlich wissen Sie es: Ihre frühere Liebe, Blaženka. Haben Sie schon mit ihr gesprochen?“

„Nein,“ sagte Jenda und rifs sich von ihm los.

Mikyška stand verdutzt da und wollte ihm nach, um ihn, Otilchens Bruder, zu versöhnen, wenn er ihn etwa beleidigt haben sollte. — Der Tanz war zu Ende, die Paare trennten sich; er sah, wie Otilchen zu ihrer Mutter ging, und beeilte sich, sie einzuholen, bevor sich ein neuer Kavalier für sie fand.

Doch der neue Kavalier war früher da, als er. Es war wiederum Hanuš. Mit betrübter Miene zog sich Mikyška zurück.

XXVII.

Als sich Jenda von Mikyška befreit hatte, verlor er sich wieder in Fragen und Gedanken, warum er hier weile. Er tat einen Schritt vorwärts und von zwei Seiten stiefsen ihn tanzende Paare an. Luftige Kleider, weifse Arme, wohl frisierte Köpfe huschten an ihm vorüber. Parfumgeruch durchströmte die Luft und die Töne des Orchesters rissen die Füfse fort.

Jenda wich den tanzenden Paaren aus. Als er zur Seite wollte, stiefsen ihn ein paar Herren an, die lebhaft herumliefen und ihre Tänzerinnen wechselten. Dicht an der Wand trat er auf eine seidene Schleppe. Er wand sich durch eine ganze Reihe von Gardedamen durch und sein Auge blieb auf den frischen Gestalten der jungen Mädchen haften. Sie standen erhitzt im Kreise, wehten sich mit dem Fächer Luft zu und blickten mit freundlichen, zärtlichen Augen die Vorübergehenden an, als ob sie sagen wollten: „Seht, wir sind für diese Mazurka noch frei." Aber er ging rasch vorüber und dieselben Blicke erzählten dasselbe auch den anderen Herren, die eng hinter ihm vorwärts eilten. Es war heifs, ein Summen von Stimmen und Tritten drang durch die Musik und über dem allen ergofs sich das strahlende Licht elektrischer Lampen.

Jenda bemühte sich, einen nüchternen Überblick zu gewinnen. Achtlos blickte er in den Kreis, achtlos liefs er die Damen an sich vorüberziehen, von denen er sich beliebige wählen

und in die Arme schlieſsen konnte. Schlieſslich verlockte ihn doch die Musik, er trat zu einer Tänzerin, zu einem jungen Mädchen vom Lande, in deren Sprache und Bewegungen sich noch Reste der Pensionatserziehung zeigten. Als sich ihr Jenda näherte, sagte ihm das Mädchen, daſs ihre Eltern dieses Jahr zum erstenmal mit ihr zu allen Bällen nach Prag gefahren sind. „Zum letzten komme ich im Februar — das wird der Juristenball sein.“ Sie fügte hinzu, daſs wenige Tage vorher die Exerzitien im Smíchover Kloster „Sacré coeur“ stattfinden werden, wohin sie zur Erziehung kommen wird, und daſs sie so beides verbinden würde. „Erst werde ich die Exerzitien und die Beichte absolvieren und dann gehe ich zum Ball. Das Ballkleid bringe ich gleich mit.“

Jenda blickte das Mädchen an. Er warf ein paar ironische Worte hin, die sie nicht verstand. Warum sollte er ihr auch die Stimmung verdeben. Er sprach höflich mit ihr und höflich empfahl er sich auch bald. Er ging dem Saalausgang zu und traf dort Blaženkas Schwester, die er bis jetzt noch gar nicht beachtet hatte.

Es war ein sechszehnjähriges Mädchen, die echte, frühere Blaženka mit dem Duft der sich entfaltenden Jugend und mit einem schüchternen, gläubigen Blick. Sie stützte sich auf den Arm eines jungen Studenten. Jenda stockte. Der Anblick rief eine Flut von Stimmungen in ihm wach. Ein wenig überrascht verbeugte er sich und trat zur Seite. Er verbarg sich in irgend einen Winkel, setzte sich auf ein Fauteuil und blickte zu Boden. Seine lebendige

Vergangenheit stand vor ihm. Es schien ihm, dafs ein Herbstwind um seinen Kopf sauste, dafs welkes Laub zu seinen Füfsen flatterte. Jener Wind, der vor Jahren auf den Wegen des Weinberger Parkes wehte, als er mit Blaženka sprach. Es wurde ihm bange ums Herz. Er sah sie vor sich, wie sie weinend zu ihm emporgeblickt hatte, wie sie ihn immer wieder mit tränenvoller Stimme sagte, dafs sie ihn liebe, wirklich liebe.

Was hatte er seit jener Zeit nicht alles durchgemacht, wie viele Strömungen hatten ihn mit sich fortgerissen, wie viel Fragen und Zweifel waren ihm gekommen, die ihm alle jetzt leer und inhaltslos schienen, da die nationale Begeisterung gewichen war...

Was füllte ihn denn jetzt aus? Er mufste es sich offen gestehen: wenig. Er war sich dieser Leere längst bewufst geworden und hatte eben deshalb neue Aufgaben gesucht. — Seine Zeitschrift, seine Frauenreform, was war sie ihm denn im Grunde, wie viel Eigenes hatte er daran gesetzt, wenn ihm jene Unbekannte mehr darüber sagen konnte, als er selbst wufste, der doch eigentlich leiten und reformieren wollte.

Jene Unbekannte, wann würde er sie wohl kennen lernen? Nach ihr sehnte er sich und mufste hier sinnlos den Abend zubringen...

Und doch fühlte er, dafs er sich sie nur deshalb vergegenwärtigen wollte, um sich vor einer anderen Vorstellung zu retten. Das Gefühl innerer Seelenreinigung hatte ihn erfafst, als er Blaženkas Schwester gesehen hatte und sich vergangener Zeiten erinnerte.

Und mit ungeahnter Gewalt erfaſste ihn plötzlich ein Wunsch; er wollte mit Blaženka sprechen. Mit ungelenker Heftigkeit erhob er sich und ging in den Saal. Er muſste erst eine Weile suchen, bevor er sie fand. Sie hatte eben aufgehört zu tanzen und promenierte am Arm eines ihm unbekannten Herrn.

Sie sahen einander an; seine Augen waren an ein Augenpaar gekettet, das ihm einst anbetend und bewundernd kindliche Liebe gestanden hatte.

„Blaženka," hauchte er unwillkürlich. Es war fast dieselbe Blaženka, die er vor Jahren kannte und doch war sie nicht dieselbe. Sie war kein so kleines Mädchen mehr, trotzdem der Ausdruck ihrer ganzen Gestalt noch heute Zartheit bewies. Ihre Augen waren nicht mehr so kindlich, verschüchtert und unschuldig; ein wenig Lebenserfahrung und Reife sprach aus ihnen und dem reizenden Gesicht. Um den Hals hatte sie eine Perlenschnur geschlungen, dieselbe Perlenschnur, die Jenda an ihr gesehen hatte, als sich ihre Erscheinung zum erstenmal in sein Herz grub.

Sie erbleichte, als sie ihn sah, dann errötete sie. Er zögerte nicht — nur für einen Augenblick stand er bewegt da. Einige Jahre hatte er sie schon nicht gesehen, denn auch ihre Freundschaft mit Otilchen hatte längst aufgehört. Wenn er manchmal an sie gedacht hatte, so waren es nur farblose Erinnerungen gewesen. Blaženka war ihm nur ein Symptom seiner Vergangenheit, nichts mehr.

Nun aber stand das Symptom auf einmal lebendig vor ihm, Auge in Auge als etwas

längst Vergessenes, längst Gelöstes, aber doch noch Liebes und Nahes. War es ein Spiel von Gedanken und Empfindungen? Blaženka, die Vergessene, Unbeachtete, und eben doch Blaženka!

Er bot ihr seinen Arm.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte er.

„Ja, lange," sagte sie und blickte ihn an. Eine verborgene Frage lag in ihrem Blicke.

„Wie merkwürdig!" dachte Jenda. Aber plötzlich erinnerte er sich, warum er eigentlich hierher, auf die Sophieninsel gekommen war. Er dachte nach, sein Gesicht verfinsterte sich. Bald aber siegte die unmittelbare Freude über das Wiedersehen in ihm und mit aufrichtiger, ehrlicher Wärme sagte er:

„Ich bin so froh, dafs wir uns wiedersehen."

XXVII.

Später safsen sie beide in einer Seitenloge.

Sie sprachen lebhaft und erzählten einander ihre Schicksale der letzten Jahre.

Bald sah Jenda, dafs Blaženka zwar noch immer die alte war, dafs sich aber doch auch ein neues, anders geartetes Wesen in sie eingeschlichen hatte. Sie sprach selbständiger, unabhängiger als damals, aber die alte, innige Wärme brach immer wieder durch. Auch Jenda sprach innig, aber er fühlte sich nicht mehr als Protektor, sein Benehmen glich eher einer lieben Freundschaftbezeugung. Er sprach so,

wie man zu Jugendbekannten spricht, die man nach langen Jahren wiedersieht und die Erinnerung an eine gemeinsame Kindheit wachrufen.

„Für eines bin und mufs ich Ihnen dankbar sein," sagte ihm Blaženka. „Sie allein haben mich ein wenig klarer sehend gemacht. Sie wissen wohl, dafs Papa sehr bald starb. Ich habe noch zwei jüngere Schwestern und wir alle drei haben uns seit Vaters Tode entschlossen, uns materiell selbständig zu machen. Ich habe eigentlich noch, als Papa lebte, den ersten Schritt dazu getan. Vor einem Jahr habe ich den Kurs als Kindergärtnerin absolviert und heute bin ich schon Lehrerin. Ich bin so froh darüber, es ist mir, als ob ich erst seit dieser Zeit ein besseres Leben lebte."

Sie sah ihn voll an und es lag eine freudige Genugtuung in ihrem Blicke. Jenda fühlte sich freier.

„Ich kann mir Sie im Kreise der kleinen Kinder so wohl vorstellen, Sie eignen sich mit Ihrer Herzensgüte so sehr für einen so schönen Beruf."

Da ertönte das Vorspiel zur Quadrille und Blaženka wurde von einem Tänzer geholt. Jenda blieb allein im Fauteuil sitzen.

Im Saal begann man zu tanzen. Er blickte auf und das Treiben um ihn her berührte ihn peinlich. Hier waren also hunderte künftige Frauen und Mütter versammelt und Blaženka mitten unter ihnen. Vielleicht würde sie ihn, wenn er wollte, wieder lieben. Aber warum sollte er wieder dieselbe Rolle spielen? Warum

sollte er sie wieder ermahnen, sie sozusagen wieder in väterliche Protektion nehmen?

Er blieb nicht lange bei diesen Gedanken. In seinem Innern wurde es heller und heller, in seinen Augen erglänzte es von freudiger Erregung. Seine Augen suchten und sehnten sich. Ja, Blaženka könnte ihm eine liebe Gefährtin sein, aber neben Blaženka und über ihr schwebt vor seinen Augen das Ideal eines andern Wesens — einer geistig hoch erhabenen Frau — einer wunderreichen, ihn erfüllenden Gestalt.

Wieder blickte er in den Saal, sah die tanzenden Paare, sah Bekannte und Unbekannte, die vorwärts schritten, sich verbeugten und auf ihre Plätze zurückkehrten. Dann bildeten sich lange Reihen, die ein Herr zu sich verschlingenden Ketten ordnete, ein kurzer Galopp und der Tanz war zu Ende.

Er suchte Blaženka, sah sie aber nicht. Da stand sie schon neben ihm und sprach ihn an. Er bot ihr den Arm und sie gingen durch den Saal. Sie hatten nicht die Absicht zu tanzen, aber unwillkürlich fanden sich ihre Arme, unwillkürlich gingen sie plaudernd in den Saal.

Das Orchester spielte nicht. Ohne dafs sie es bemerkt hatten, war die Mitternachtspause eingetreten.

Auf der Estrade war es nicht allzu voll. Sie gingen hinauf. Ein paar Gardedamen safsen. da und einige junge Damen, die nach dem Tanze und dem nächtlichen Souper ausruhten.

In einer Ecke sahen sie Otilchen in einem Fauteuil sitzen. Neben ihr auf beiden Seiten safsen zwei Herren und ein dritter stand da-

neben und lehnte sich gegen ihr Fauteuil. In der Nähe safs Frau Hrubý in Gesellschaft zweier Herren. Indirekt galt auch diese Gesellschaft Otilchen.

Jenda berührte es unangenehm. Er dachte: „Weifs Gott, worüber die sich wieder mit den Leuten unterhält." Er nahm mit Blaženka am anderen Ende an einem Tisch Platz und bestellte zwei Portionen Eis.

Otilchen unterhielt sich unterdessen angeregt über die Ehe. Sie tat, als ob ihr ganzes Interesse bei dem Gespräche mit den Herren wäre. Aber sie hatte Jenda mit Blaženka wohl bemerkt und lächelte.

„Da gibt es keine Abhilfe," wandte sie sich an einen der Herren, „ich könnte den Männern immer den Kopf verdrehen."

„Womit?"

„Mit etwas Klugheit. Sie alle — entschuldigen Sie — überhaupt alle Männer sind recht beschränkt und die Frau wird sie in jedem Falle betrügen. Ich würde wirklich gerne den Mann kennen lernen, der mir imponieren würde."

„Ich bin jener glückliche Sterbliche," sagte der neben ihr stehende Herr. „Wenigstens hatten Sie vorhin etwas Ähnliches gesagt."

„Das heifst," beeilte sie sich zu bemerken, „ich sagte, dafs mir Ihr Mut imponiert. Es machte mir Spafs zuzuhören, dafs Sie ohne Furcht über Alpen und Gletscher klettern. Aber sonst imponieren Sie mir natürlich nicht."

„Womit könnte ich Ihnen imponieren?" fragte Koldinský.

„Doch nur mit Ihrer juridischen Gelehrsamkeit,“ sagte Otilchens Nachbar zur rechten.

„Nein, das verstehe ich nicht,“ sagte Otilchen kühl. „Aber gerade Sie würden meine Bewunderung erregen, wenn ich hörte, dafs Sie über Gletscher klettern. Gerade Sie würde ich gerne sehen, wie Sie sich dabei benehmen würden. Sie würden jedenfalls Handschuhe dazu anziehen. Dr. Mareš,“ sie wies auf den Platz, wo er bei ihrer Mutter safs, „würde mich in dieser Lage jedenfalls auch begeistern.“

„Da könnte ich die Herren also zu einer gemeinsamen Partie auf den Grofsen Glöckner einladen,“ meinte der erste der drei Herren.

Da kam Mareš mit dem Monocle im Auge hinzu.

„Wollten Sie eine Hochzeitsreise auf den Gletscher machen?“ fragte ihn Otilchen.

„Und in den Abgrund fallen? Nein, gnädiges Fräulein, so leicht würde ich mich nicht dazu entschliefsen. Ich habe jetzt schon Angst.“

„Vor der Ehe?“ lachte Otilchen.

„Gott bewahre, nur vor den Gletschern!“ wehrte sich Mareš.

Da erschien Hanuš im Saal und näherte sich der Estrade. Als er heran kam, erhob sich Otilchen und sagte zu ihrer Gesellschaft:

„Entschuldigen Sie, ich bin vergeben.“

Sie ging Hanuš entgegen, nahm zum Erstaunen der Herren seinen Arm und ging mit ihm in den Saal.

XXIX.

„Jetzt will ich Ihnen auch sagen, warum ich Sie zu diesem Ball geladen habe. Jetzt wollen wir auch alles entscheiden. Seien Sie nicht böse, dafs ich es bis zur Mitternacht verschoben habe. Es ist feierlicher und Sie sind wenigstens noch ungeduldiger geworden. Sind Sie sehr ungeduldig, sagen Sie doch?“

„Und sagen Sie doch,“ erwiderte Hanuš gereizt, „was Sie zu dieser Affektation zwingt. Können wir denn nicht natürlich und kurz sprechen, wenn wir auch auf dem Ball sind?“

„Was für eine Affektation? Übrigens, ja, ich will recht feierlich sein. Deshalb wollte ich auf den Ball und in dieser Stunde sprechen. Ich wollte Sie zwingen, mein Königreich zu sehen.“ „Dort,“ sie wies auf die Estrade, „dort sind meine Untertanen, die alle bereit wären, mir eine Liebeserklärung zu machen. Und viele andere, die sie vor Mitternacht gesehen haben. Wenn ich nun auf eine Wagschale die Liebe all dieser Menschen lege, wenn Sie wollen die ‚Ball-Liebe‘, und auf die andere Schale Ihre Liebe lege, welche Schale wird sinken? Welche wird schwerer sein? Das möchte ich von Ihnen hören.“

Sie sah Hanuš an und blickte ihm fest und tief in die Augen. Er aber war gereizt und etwas zwang ihn, sie zu demütigen. Er sagte verächtlich:

„Auf eine solche Frage kann ich Ihnen nicht antworten. Mein Ehrgeiz geht nicht so

hoch, mit jenen Leuten in einen Sack geworfen zu werden."

Ihre Augen blitzten auf. „Das tue ich nicht. Ich spreche doch von zwei Schalen."

„Kurz, ich sehne mich durchaus nicht nach einem Verkehr oder Vergleich mit diesen Leuten."

„Sprechen wir doch vernünftig," sagte Otilchen. „Ich bin ernst, sehr ernst."

Hanuš zuckte die Achseln: „Ich leugne es nicht."

„Sie ärgern sich zu sehr. Sie sind fortwährend gereizt. Ich will nicht, dafs Sie sich so zu mir benehmen. Das ist nicht hübsch."

Hanuš blickte sie kühl an. „Wie Sie zu mir, so ich zu Ihnen."

„Oh nein," rief sie, „ich wäre längst anders zu Ihnen gewesen, aber das ist meine einzige Waffe; ich habe Angst vor Ihnen. Wenn Sie schon jetzt so sind, wie werden Sie erst später sein? Soll das Ihre Liebe sein? Wodurch unterscheidet sich also Ihre Liebe von der Liebe der anderen Leute? Ich verachte ihre Liebe, ich weifs, warum Sie mir sagen könnten, dafs Sie mich lieben. Aber aus welchem Grunde haben Sie mich lieb?"

Hanuš sah, dafs er gewonnenes Spiel hatte und lächelte nur gnädig. Otilchen fing sein Lächeln auf und regte sich darüber auf. Er sagte:

„Auch ich könnte fragen, worin Ihre Liebe besteht. Und das frage ich mich schon sehr lange, nach jedem Zusammensein mit Ihnen, nach jeder Ihrer Launen. Heute bin ich Ihrer Einladung wegen auf den Ball gekommen.

Aber, wenn Sie mir auch heute sagen, dafs Sie meine Frau werden wollen, kann ich mich denn darauf verlassen, kann ich mit ruhiger Zufriedenheit gehen? So sind Sie! Aber — am Ende werden Sie doch meine Frau, davon bin ich überzeugt."

„So soll ich Ihnen denn sagen, dafs ich Ihre Frau werden will?" fragte sie in gedämpftem Ton. „Soll ich also entscheiden und ein Kreuz über meiner Vergangenheit machen? So habe ich den Weg noch immer offen. Ich will Ihnen aufrichtig sagen, es kommt mir wie eine Fahrt auf unbekannten Meeren vor. Wenn ich mir sicher wäre ... aber wie kann ich das, wer bürgt mir dafür, dafs es wirkliche Liebe ist, dafs gerade wir zwei zu einander gehören und dafs es nicht anders sein könnte? Sehen Sie, das irritiert mich gerade, dafs aus solchen Ballbekanntschaften Ehen werden. Zwei Leute haben sich nie gesehen, lernen sich auf dem Balle kennen, verloben sich, heiraten. Auch wir zwei haben uns nie gekannt und weil wir einander zufällig begegnet sind, weil wir uns gut unterhalten haben und jetzt häufig streiten, deshalb sollen wir Gatten werden? Ich lache mich selbst aus ... Aber ich bin selbst des vielen Überlegens müde und sehne mich darnach, dem ein Ende zu machen."

„Das habe ich von Ihnen hören wollen," sagte Hanuš schnell und froh. „Eigentlich beginnt die rechte Liebe erst in der Ehe und damit ist jeder Zweifel gelöst."

„Das heifst, Sie wissen sehr wohl, dafs ich jenen Herren gegenüber das Szepter in Hän-

den halten würde. Die wüfste ich freilich zu beherrschen. Bei uns wird es umgekehrt sein. Ich ahne sehr wohl, dafs ich irgend einer Qual entgegen gehe, aber vielleicht ist das die Liebe. So, nun habe ich meine Affektation aufgegeben."

XXX.

Jenda und Blaženka safsen in einer Ecke und sprachen über Liebe.

„Nein, so denke ich nicht mehr über die Liebe, wie früher," sagte er. „Wenn ich heute lieben sollte, so würde nicht mehr die Natur bei mir entscheiden — nein, nichts derartiges. Ich habe einmal von seelischer Liebe zu Ihnen gesprochen. Sehen Sie, das ist es, was ich suche und ersehne."

„Ja," sagte Blaženka leise.

„Die Liebe gleichwertiger Seelen, die sich verstehen und gemeinsam höher streben," fuhr Jenda fort. „Manchmal erscheint es mir als etwas Ungewöhnliches, Himmlisches, das sich nicht denken, nur ahnen läfst. Die seelische Liebe, die nicht durch körperliche Schönheit bedingt ist und nicht vergeht."

In Jendas Augen erstrahlte eine Begeisterung, die sich auf Blaženka übertrug.

„Sie sagten, dafs Sie meine Zeitschrift lesen."

„Ja," sagte sie warm.

„Sehen Sie, welch' merkwürdiger Zufall. Wir haben das erste Heft bereits herausgegeben, als uns ein Brief oder eigentlich ein Auf-

satz zuging, den wir unter einer Chiffre veröffentlichten. Entsinnen Sie sich des Aufsatzes? Es war eine scharfe, aber berechtigte Entgegnung an die Männer."

„Ja, ich entsinne mich."

„Ich wollte Sie fragen, ob auch Sie ein solches Ideal hegen, wie jene Frau? Ob auch Sie klar erkennen, wie Sie sich Ihren Gatten wünschen würden?"

Blaženka errötete stark und konnte nicht antworten. Sie blickte zu Boden und erst nach einer Weile antwortete sie:

„Ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich hatte in den letzten Jahren viel zu lernen, um mein Ziel zu erreichen, da fand ich wohl nicht Zeit genug..."

„Gewiſs, es ist nur richtig einem Ziele entgegenzuarbeiten," sagte Jenda schnell, „aber trotzdem kann man sich doch eine ideale Vorstellung von der Ehe bilden. Soll ich ihnen sagen, wie ich mir meine künftige Frau denke?"

„Ja, bitte," sagte sie entschieden und blickte ihn teilnahmsvoll an.

„Ich habe das Bild eines wunderbaren Wesens vor mir, ich sehe das Bild einer Frau, die ich nicht nur lieben, sondern zu der ich auch emporblicken könnte, einer Frau, die geistig eher über mir steht, einer Frau voll seelischer Schönheit."

In Blaženkas Gesicht malte sich Verlegenheit.

„Verlangen Sie nicht zuviel?" wagte sie ängstlich einzuwenden.

„Zuviel?" fragte er mit naivem, verständnislosem Egoismus.

*

„Ist es denn möglich, dafs in der Liebe alles so kommen könnte, wie man es gewünscht hat?“ sprach Blaženka in halblautem Selbstgespräch.“

„Vielleicht nicht immer,“ entgegnete Jenda. „Aber sehen Sie, es scheint mir, dafs sich jene Frau, die jenen Aufsatz schrieb und mit der ich seitdem manchen lieben Brief wechselte, meinem Ideal am meisten nähert.“

Blaženka erbleichte, ihr frisches, fröhliches Wesen schwand, traurig blickte sie vor sich hin.

Jenda sah es kaum. Im vertraulichen Tone fuhr er fort und erzählte ihr, dafs ihn die Unbekannte aufgefordert hatte. heute herzukommen.

Da erst blickte er wieder auf und stockte, als er sie ganz verändert sah. Ein Schatten hatte sich über ihre freudigen Gespräche gelagert.

Eine Weile später safs Blaženka neben ihrer Mutter. Nach dem Bilde des Frühlings, das unerwartet in ihrer Seele geweckt worden war, wehte jetzt ein kalter Herbstwind um ihr bleiches Köpfchen. Sie blickte vor sich auf den Steg, über den sie schritt und sah welkes Laub, das der Wind zu ihren Füfsen vorwärts trieb.

Auch Jenda war an jenem Abend nicht mehr zufrieden mit sich und schlich verdriefslich herum.

XXXI.

Als sich dann Baumeisters zum Gehen rüsteten, trat Mikyška zu Jenda heran. Er war sehr kühl. Mit einer Betonung, in der eine Drohung enthalten war, sagte er:

„Sie haben von allem gewufst und geschwiegen. Das werde ich nicht vergessen."

Jenda zuckte die Achseln. Die Damen kamen unterdessen in das Vestibül. In der Garderobe hüllten sie sich in grofse Mäntel und eilten zum Wagen. Hanuš begleitete Otilchen. Sie reichte ihm noch aus dem Wagen die Hand:

„Auf Wiedersehen, morgen!"

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Hanuš kehrte ins Vestibül zurück und holte seinen Winterrock. Dann verliefs er die Sophieninsel und ging nach Hause.

Er war in der Stimmung eines Siegers. Er hatte freien Eintritt in das Haus, jetzt fehlte nur noch der letzte Schritt: bei ihren Eltern formal um ihre Hand anzuhalten, die übliche Form einzuhalten.

Es fror. Er stülpte den Kragen hoch, steckte die Hände tief in die Taschen, schritt mit grofsen Schritten vorwärts und empfand keine Kälte. Er machte Pläne. Er sah nun sein Leben in gerader, offener, heller Perspektive vor sich. Bis jetzt war er mit ungeheurer Beharrlichkeit emporgestiegen, hatte Hindernisse überwunden, gekämpft, alles aus dem Wege räumen müssen — jetzt kämpfte er den letzten

Kampf und in seinem Innern breitete sich eine behagliche Zufriedenheit aus.

„Unsinn, wenn man denkt, dafs Umstände und Verhältnisse den Menschen gestalten — der Mensch schafft die Verhältnisse, ich habe es wenigstens bewiesen.“

Er war stolz auf seinen Sieg, stolz in dem Gedanken an Otilchen, deren Erscheinung in der Balltoilette ihm warm vorschwebte.

Auch an seine Eltern dachte er. An seine Mutter mit Liebe und Dankbarkeit, an den Vater mit Stolz. Er stellte sich seine künftige Wohnung vor, die Wohnungseinrichtung, den materiellen Überflufs im Gegensatz zu seiner Dozentur mit 600 Gulden Jahresgehalt. „Wenn jetzt mein Vater noch nicht einsieht,“ dachte er bei sich, „so wird dies seinen starren Sinn brechen, ihn überzeugen und demütigen.“ Dann schämte er sich ein wenig und sagte sich: „Wenn nicht, so nicht! Das ist seine Sache. Mir genügt es, den Beweis erbracht zu haben.“

Diesen Beweis sah er darin, dafs er jetzt, jetzt endlich seiner Mutter durch materielle Dienste alle ihre Liebe vergelten würde, dafs er für die Brüder und Schwestern ein Wohltäter werden würde. Seine Hand sollte immer offen sein! „— Nun, Vater, wenigstens bei Dir selbst wirst Du gestehen, dafs ich keine falsche Lebensbahn gewählt habe. Das wird erst der Anfang sein — denn eigentlich bin ich erst beim Anfang angelangt.“

Und in seiner weiteren Lebensperspektive sah er nach süfser Ruhe in der Ehe neue wissenschaftliche Arbeit, ein neues, unermüdliches Steigen zur Höhe, aber ein leichteres

Steigen, jetzt schon ohne die grofsen Entbehrungen und Hindernisse, die er bisher hatte überwinden müssen.

Er kam bei dem Hause an, in dem er wohnte. Er klingelte. Er bewohnte sein Zimmer gemeinsam mit Soumar. Eigentlich wohnte Soumar seit Weihnachten bei ihm. Er war in Not geraten und Hanuš bot ihm für einige Zeit sein Zimmer an. Aber sie vertrugen sich nicht recht und wollten sich wieder trennen.

Hanuš machte bedächtig das Zimmer auf, trat leise ein und zündete eine Kerze an. Da erwachte Soumar, der auf dem Sopha lag.

„Ah, Du bist es," sagte er mit schläfriger Stimme und setzte sich in den Betten aufrecht.

Hanuš zog unterdessen den Winterrock aus und trat im Frack mit weifser Kravatte, Zylinder und Handschuhen an den Tisch. Zufrieden stand er da mit selbstbewufstem Lächeln.

Soumar blickte ihn streng an, hustete und sagte dann:

„Weifst Du, was ich mir denke?"

„Na — was denn?"

„Was für ein tüchtiger Mensch Du bist, wie Du es verstanden hast, Dich allen Lebenslagen anzupassen, wie Du es bis zur Habilitation gebracht hast und wie man Dich jetzt sogar in Frack und Zylinder sieht. Wer hätte das vor Jahren gedacht?"

„Was ist denn so merkwürdig dabei?" lächelte Hanuš und zuckte die Achseln.

„Vielleicht ist nichts Merkwürdiges dabei," antwortete Soumar, „aber mir erscheint es doch so. Ich habe es mir schon gestern ge-

dacht, als ich Deine Vorbereitungen zum Ball sah, aber ich wollte Dein Gewissen nicht stören."

„So, was hast Du denn eigentlich gedacht?"

„Ich habe mich gefragt, ob es Dich befriedigen kann, die Fetzen anzuziehen, wenn Du bedenkst, dafs Deine Leute zu Hause anders leben und anders gekleidet sind. Kann Dich ein Tanz auf so einem noblen Ball mit vornehmen Damen befriedigen, wenn Du bedenkst, dafs Deine Schwestern zu Hause den Fufsboden scheuern? Kurz, ich könnte es nicht — ich brächte es nicht fertig."

Hanuš blickte Soumar bestürzt an, dann zuckte er wieder die Achseln und sagte:

„Das ist krankhaft. Zu Hause leben sie doch ein anderes Leben und ich lebe widerum ein anderes. Sie haben auch nicht studiert. Hätte ich deshalb zu Hause bleiben sollen?"

„Hör' mal, ich schätze zu sehr mein eigenes Ich, als dafs ich mich vor diesen vornehmen Leuten klein fühlen möchte. Ja, wenn es darauf ankäme, so wollte ich beweisen, dafs ich ebensoviel bin, wie all die Götzen, denen sich die Leute neigen. Ich habe mich nie geduckt."

„Ach was, Ihr seid alle unpraktische Menschen. Ihr kümmert Euch um alles andere mehr, als um Euere eigenen Angelegenheiten. Einsperren läfst Ihr Euch — das Leben verderbt Ihr Euch — und zu guter Letzt handelt es sich bei Euch um eine Geisteskrankheit! Ich tue nicht mit. Erst habe ich mich um mich selbst gekümmert, dann um alles andere und jetzt sehe ich wenigstens ein Resultat. Heute

zum Beispiel ein freudiges, glänzendes Resultat: ich komme vom Ball als ein wirklicher Bräutigam zurück. Umsonst habe ich den Frack und den Zylinder nicht angezogen.

„Na, das mufs man sagen, ein praktischer Mann," ironisierte Soumar.

Hanuš verdrofs das Festhalten seines eigenen Wortes. In seinen Augen blitzte es auf. Soumar aber fuhr unbeirrt fort:

„Schliefslich ist jeder für sich selbst verantwortlich. Mir ist es vollkommen gleichgiltig, was Du machst, und ebenso gleichgiltig sind mir Hrubýs. Du wirst eine reiche Braut haben, genau, wie Du es gewünscht hast."

„Aber Närrchen, ist es denn nicht natürlich?" rief Hanuš und warf seine Stiefel zur Tür. „Soll ich denn ewig so leben, wie jetzt? Wenn ich Geld haben werde, so werde ich leichter arbeiten können, mit Geld hast Du freie Hände — aber so bist Du nach allen Seiten gebunden. Warum bist Du denn Sozialist? Willst Du denn nicht, dafs die, die jetzt kein Geld haben, zu mehr Geld kommen? Und war es denn nicht seit jeher so, dafs andere für das materielle Fortkommen jener sorgen mufsten, die berufen waren der Menschheit geistige Dienste zu leisten? Und übrigens, Dienste oder nicht — ich wäre ein Narr, wenn ich nicht danach trachten würde, mein Leben zu erleichtern und angenehmer zu gestalten. So ein Egoismus ist nur gesund. Und schliefslich weifs ich zu unterscheiden — wie weit es bei mir Egoismus ist."

Soumar lächelte unheilkündend.

„Versteht sich, wenn's nur Geld gibt. Aber was mich betrifft, so sage ich Dir, dafs ich das Geld hasse und dafs ich Gott für meine Armut danke. Wenn ich Sozialist war, um die Existenz aller Menschen materiell gehoben zu sehen, so ist das für mich heute ein überwundener Standpunkt. Heute hasse ich das Geld, so sehr hasse ich es, dafs ich ihm den Tod vorziehe. Wenn ich mich höher fühle, als andere Menschen, so danke ich das meiner materiellen Not."

„In Deinen Worten ist zu viel Galle," lachte Hanuš scharf, „und zu wenig Aufrichtigkeit. Das ist ein allzu saurer Aristokratismus."

Soumar blickte Hanuš verstört an, dann fuhr er ihn plötzlich an:

„Und wie steht es mit Katti? Hast Du ein reines Gewissen, kannst Du ein reines Gewissen haben?"

„Erlaube, glaubst Du etwa, dafs Du mein Hofprediger geworden bist," winkte Hanuš heftig ab. „Soll ich etwa täglich Deine lehrmeisterlichen Reden anhören? Und heute habe ich ganz besonders wenig Lust dazu. Gute Nacht — lafs mich in Frieden!"

Hanuš blies das Licht aus und sprang in das Bett.

Soumar hustete erregt, dann sagte er:

„Gute Nacht! Aber ein ruhiges Gewissen kannst Du nicht haben. Freilich, Du —"

„Schweig' doch endlich!" rief Hanuš wütend. „Was geht mich Katti an? Erstens ist sie von den Ärzten aufgegeben und zweitens bin ich nicht mit ihr kopuliert."

„Nicht kopuliert — das mag sein, aber sie hat Dich lieb und Du hast sie in dem Glauben erhalten —“

Hanuš sprang wütend aus dem Bett:

„Ich soll sie in irgend einem Glauben erhalten haben? Ich zweifle wahrhaftig schon, ob bei Dir im Kopf alles in Ordnung ist.“

„Darüber brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Damit wirst Du die Wahrheit nicht verbergen. Katti liebt Dich.“

„Und weil sie mich liebt, so sollte ich mich etwa jetzt nicht verheiraten? Oder was sollte ich nach Deiner Ansicht tun oder lassen? Du weifst ja nicht, wie lächerlich Du sprichst.“

„Mag sein. Aber ich kann es gar nich fassen, wie sie Dich lieb haben kann.“

Dann schwiegen sie. Aber lange warfen sie sich noch unruhig in den Betten hin und her.

XXXII.

Der nächtliche Streit blieb nicht ohne Folgen.

Einige Tage später traf Jenda Soumar auf der Strafse. Er hatte ihn lange nicht gesehen und wollte die Gelegenheit festhalten, mit ihm zu sprechen. Soumar war freundlicher, als er erwartet hatte, und forderte ihn auf, ihn zu begleiten. Es sei kein langer Weg, sagte er, nur nach der Weizengasse.

Jenda erkundigte sich in teilnahmsvollen Worten nach Soumars Befinden. „Ich würde Sie gerne besuchen, Sie wohnen jetzt mit Hanuš in einem Zimmer.“

„Ja," sagte Soumar, „bis vorgestern habe ich dort gewohnt, jetzt habe ich mir eine andere Wohnung gesucht. Ich habe es nicht länger ausgehalten."

„Warum?" fragte Jenda erstaunt.

„Sie fragen, warum. Ich will es Ihnen offen sagen: weil mir Ihr künftiger Schwager nicht gefällt. Ich bin eben auf dem Wege das Opfer seines Egoismus aufzusuchen."

„Welches Opfer?"

„Kattinka, Sie wissen doch." Jenda wufste nichts Genaueres und so erzählte ihm Soumar ausführlich, wie Hanuš Kattinka verlassen hatte, trotzdem sie ihn liebte." Aber Jenda schien eher Hanušs Handlungsweise, als Soumars Vorwürfe zu begreifen.

Auch er hatte Blaženka vor Jahren verlassen, als sie ihn ihrer Liebe versicherte. Er empfand tiefes Mitleid mit Kattinka und jenes Gefühl, das ihn im Tanzsaal der Sophieninsel beherrscht hatte, als er erkannte, wie sehr er an Blaženka gesündigt hatte, überfiel ihn auch jetzt wieder.

Er begann Hanuš zu verteidigen. Gefühle müsse man in sich lebendig fühlen, dazu könne man sich nicht überreden. Er sei überzeugt, dafs Hanuš seine Schwester liebe und sich nicht ihres Geldes wegen um sie beworben habe.

„Ich bin nicht so sehr davon überzeugt," sagte Soumar. „Aber lassen wir das!"

Sie waren unterdessen vor einem Hause in der Gerstengasse stehen geblieben.

„Hier wohnt Kattinka," sagte Soumar. „Kommen Sie mit, sie wird sich freuen, Sie

kennen zu lernen und auch Sie werden mit eigenen Augen sehen."

Bangen Gefühles folgte ihm Jenda in das Haus.

In der ersten Etage hing ein grofses Christusbild. Die Treppe war alt und ächzte unter ihren Schritten.

Frau Souček öffnete ihnen in der zweiten Etage. Soumar stellte Jenda vor. Die Frau bat sie in den Korridor zu treten und einen Augenblick zu warten. Sie selbst trat in ein Zimmer.

Auf dem Bett, unweit der Tür, lag Kattinka. Als sich die Tür öffnete, erwachte sie aus einem Halbschlummer und blickte ihre Mutter mit grofsen, dunklen Augen an.

„Bist Du es, Mutter?" flüsterte sie.

Frau Souček erzählte, wer zu Besuch gekommen war. Die bleichen Wangen der Kranken röteten sich sofort und ihre Augen erglänzten. Erschreckt blickte sie zur Tür.

„Mein Gott," rief sie mit schwacher Stimme, „das ist ja ihr Bruder. Ich habe viel von ihm gehört. Aber, Mutter, wie konntest Du sie nur draufsen lassen, geh, führe sie gleich herein! Nein, warte doch noch einen Augenblick. Gib mir irgend eine Bluse. Gerade heute mufste ich mich zu Bett legen, ich konnte ja nicht ahnen..."

Man sah ihr eine nervöse Hast an. Ihre Mutter half ihr beim Ankleiden und liefs dann die beiden in das Zimmer.

„Seien Sie willkommen!" rief die kranke herzlich und streckte ihnen die Hand entgegen. Sie bot ihnen Stühle an und sie setzten sich

neben das Bett. Sie war sehr lebhaft, um die sonderbare Stimmung, die immer wieder durchbrach, möglichst zu unterdrücken. Sie erzählte, dafs sie auch Jendas Frauenreform zu lesen pflege, sprach über alle möglichen Bücher und erregte sich so, dafs sie oft minutenlang husten mufste.

Jenda wollte gehen. Er sah, dafs er bei einer Kranken keine Besuche hätte machen sollen. Sie tat ihm leid und er ärgerte sich über Soumar, der ihn hergeführt hatte.

Soumar war mit der Absicht gekommen, über Hanuš zu sprechen und ein abfälliges Urteil zu provozieren. Als er aber die Kranke sah, wollte er sie nicht in neue Aufregung versetzen.

Sie erhoben sich bereits, als Kattinka selbst eilig über Hanuš zu sprechen begann. „Eines möchte ich gerne von Ihnen wissen," sagte sie zu Jenda, „liebt Hanuš Ihre Schwester wirklich und aufrichtig?"

Er verstand den Sinn ihrer Frage und wurde verlegen.

Sie merkte sofort, dafs er nur allzugut verstanden hatte. „Ich will aufrichtig zu Ihnen sein," sagte sie und blickte ihn fest an. „Ich liebe Hanuš. Jetzt wissen Sie es."

Ihre Wangen glühten, verlegen lächelte sie. Sie liefs den Blick nicht von Jendas Gesicht und wollte die Wirkung ihrer Worte sehen. Dann fügte sie hinzu: „Auch er hatte mich einmal lieb. Nur ist es schon lange her." Sie kreuzte die Arme über der Brust und blickte ins Weite.

Jenda hatte eine Frage auf der Zunge, aber er fürchtete, sie auszusprechen und die Stille zu unterbrechen. Da blickte sie zu ihm empor und sagte mit gütigem Lächeln:

„Sie glauben gewifs, dafs ich unglücklich und eifersüchtig bin. Nein, ich gönne sie ihm. Was sollte er mit mir beginnen? — — Ich weifs ja sehr wohl, dafs es für mich keine Rettung gibt."

Jenda fühlte, dafs er etwas sagen, ihr widersprechen müfste, aber er war gleichzeitig überzeugt, dafs sie sich durch ihn keinen Augenblick über ihre Lage täuschen liefse.

Bevor er sprechen konnte, sagte sie selbst:

„Glauben Sie mir, ich fürchte den Tod nicht. Schon oft schien es mir, dafs er mir nahe ist. Manchmal liege ich, nach einem starken Husten, ganz schwach da, so dafs ich mich nicht rühren kann. In solchen Augenblicken scheint es mir, dafs das Leben schon hinter mir liegt — dafs ich nur die Augen zu schliefsen brauche, um tot zu sein. Das sind schöne, freie Augenblicke und ich freue mich nicht, wenn es wieder vorüber ist und die Kräfte widerkehren. So schön ist der Tod. Ich fürchte ihn nicht."

Jenda schwieg einen Augenblick. Er erwartete, dafs sie fortfahren würde. Er safs gebeugt da. Endlich seufzte er auf und tröstete sie in gedämpftem Ton.

Dann erhob er sich und verabschiedete sich mit Soumar von der Kranken.

XXXIII.

Als sie wieder auf der Strafse angelangt waren, liefs Jenda Soumar stehen und ging gedankenvoll seiner Wege. Er hatte jetzt keinen Sinn für theoretische Erörterungen mit Soumar. Er mufste den eben empfangenen Eindruck selbst in sich verarbeiten.

Soumar liefs ihn laufen, denn er war überzeugt, dafs er sein Möglichstes getan hatte, um Hanuš in seines Schwagers Augen herabzusetzen. Mehr wollte er nicht erzielen. Er wollte Hanuš auf seinen Wegen nicht hemmen, er wollte nur seiner Verachtung für ihn Ausdruck geben. Auch Soumar hatte so viel von seinem früheren Gleichgewicht verloren, dafs er zu äufseren Gewaltmitteln greifen mufste, um sein moralisches Übergewicht zu behaupten.

Jenda durchkreuzte unterdessen schon den Karlsplatz und eilte dem Wenzelsplatz zu. Das Bild körperlichen Elends, das er eben erst gesehen hatte, prägte sich ihm immer tiefer ein.

Zum zweitenmal in seinem Leben stand er dem sich nahenden, unerbittlichen Tode gegenüber.

XXXIV.

Jenda dachte viel über Hanušs Verhältnis zu Kattinka nach und verschwieg es auch Otilchen gegenüber nicht.

Als er eines Abends nach Hause kam, traf er im Vorzimmer Hanuš, der erhitzt und in grofser Erregung das Haus verliefs. Jenda blickte er gehässig an und sagte: „Ihnen verdanke ich dieses Werk. Sie haben eine schöne Rolle gespielt.“

Jenda begriff noch nicht, ahnte aber den Zusammenhang. Blafs trat er in das Speisezimmer. Er traf seine Mutter und Otilchen in grofser Aufregung an.

„Zu Ende!“ rief Otilchen mit dem Tone eines Spielers, der seine letzte Barschaft verloren hat.

Jenda stand bestürzt da.

„Otilchen, Du hast — —“ drang es mühevoll aus seiner Kehle hervor. „Ich bringe Dir ihn wieder, das wäre ja ... das will ich nicht auf mein Gewissen laden.“

Otilchen aber schüttelte den Kopf. „Damit wirst Du nichts mehr gut machen. Ich hatte ihn ja gar nicht lieb, es war eine Täuschung, eine Suggestion — — er ist mir zuwider, ich will ihn nie wieder sehen!“

„Unsinn — —!“

Frau Hrubý mischte sich in das Gespräch: „Ich habe es voraus gesagt. Sie sind aus dem Streit nicht herausgekommen und dann — mir hat er nie gefallen.“

„Also ist es wahr?“ fragte Jenda kleinlaut.

„Ja,“ sagte Otilchen und erzählte dann mit leiser Stimme weiter: „Weifst Du, ich war bei ihr — ich ging zu ihr hin — es ist vielleicht nichts daran, aber ich kann nicht mehr, ich mag ihn nicht mehr leiden. Schon gestern habe ich mich entschlossen und heute habe

ich es ihm gesagt. Wenn er für sie keinen Sinn gehabt hat, so hat er offenbar nur Sinn für mein Geld und nicht für mich."

Jenda antwortete nicht. Nach einer Weile erst sagte er:

„Überlege es gut, ob Du nicht aus Eigensinn handelst..."

Otilchens Augen blickten wie aus einem Nebel.

„Es ist mein Unglück," antwortete sie, „aber ich mag ihn nicht."

Jenda bestand nicht mehr darauf. Eine schwere Last legte sich auf sein Inneres. Als er aber zwei Tage später Hanuš wieder im Hause verkehren sah, fühlte er einen Ekel über die menschliche Komödie.

Er konnte sich seitdem einer Verachtung für Otilchen und Hanuš nicht erwehren.

XXXIV.

Jenda schrieb an einem Aufsatz. Er schrieb mit einer gewissen Erbitterung. Der Aufsatz erschien bald in seiner Zeitschrift unter dem Titel „Männerfrage". Er war in vieler Beziehung naiv und unreif, aber in manchen Dingen traf er die Wahrheit.

Er erregte Aufmerksamkeit und wurde auch zum Gegenstand von Angriffen, besonders in der Zeitschrift „Jugend". Die „Jugend" war ein neu gegründetes Blatt, das aus jenen fortschrittlichen Kreisen entstanden war, mit denen sich Jenda und Kačerovský in der De-

zembersitzung heftig entzweit hatten. Es war kein politisches Blatt, es hatte nur den Zweck ungesunden, von einer Fraktion der fortschrittlichen Partei verbreiteten Theorien entgegenzutreten.

Die „Jugend“ warf Jenda sittliches „Pharisäertum“ vor und verspottete seine Predigten für die Reinheit der Männer. Jenda hatte nämlich geschrieben:

„Es heifst von der Frau, dafs sie Sklavin ist, aber auch der Mann — und besonders der junge Mann ist ein Sklave, ein Sklave der billigen, landläufigen Moral unseres heutigen Gesellschaftslebens. Die Mädchen werden von den Geboten des Anstands gestützt, nach welchen sie gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfen. Zwischen ganz anderen Grenzen und in einer ganz anderen Moral wachsen sie auf, als die Männer. So lautet die Moral, dafs jeder Mann dem Gespött preisgegeben wäre, wenn er in der Jugend enthaltsam lebte. Es gehört zum guten Tone, zu geniefsen. So ein Mann hat dann bei den Frauen Erfolge aufzuweisen — so ein Don Juan gefällt den Frauen meist besser, als ein keuscher Mann. Das ist die Moral, der Spiegel, in den Nordau geblickt hatte, als er das pessimistische Urteil sprach, dafs von hunderttausend Männern kaum einer auf dem Sterbebett schwören könnte, dafs er nicht mehr als eine Frau kennen gelernt hatte.“

Hauptsächlich diesen Absatz und die Erwähnung der Metamorphose der fortschrittlichen Bewegung griff die „Jugend“ an. Sie schrieb, dafs sie den hingeworfenen Handschuh aufnehme und dafs sie gegen alle krankhaften

*

Lehren auftreten wolle, die den gesunden, biedern Geist der Jugend vergiften und aus frohen Jünglingen vergrämte Greise machen, die absolute Reinheit predigen. Sie berief sich auf die Geschichte und zeigte, wie in allen Zeiten die Jugend toll und heiter gelebt hatte, ohne dafs jemand dagegen aufgetreten wäre. Sollte das nun vorbei sein? Versucht es doch nur und lasset diesen puritanischen Bestrebungen die Zügel frei. Gleich wird hinter jeder Ecke ein Spion lauern, der Euere Schritte abmifst, Euere Worte notiert, Euere Bissen nachzählt. Eine allgemeine Unsicherheit wird eintreten. Man wird sich nicht ohne Maske zeigen dürfen und Heuchler werden die erste Geige spielen.

Nein, Ihr Prediger, werft auf eine Weile das Mieder ab, das Euch beengt, den Atem hemmt und Euch frösteln läfst. Reckt Euch an der Sonne, atmet auf! Ihr sollt sehen, dafs das frühere Lachen wiederkommt; dafs Ihr in diesem Trauertal doch noch manches finden werdet, was das Leben wert macht; dafs hier, wenn auch nicht das Glück, so doch genug Freude blüht. Ihr werdet das Leben lieben und die Freuden des Lebens schätzen lernen. Werft die widerliche Toga der Moralprediger und Reformatoren ab und Ihr werdet vor Jugend jubeln und jauchzen!

Aber wenn Ihr dennoch puritanische Prediger sein wollt, glaubt Ihr nicht, dafs es Euch besser stünde, Euch mit Eurer eigenen Entsagung zu begnügen und Euere übertriebenen Ideen nicht auf den Markt zu tragen? Doch hier liegt wohl die wunde Stelle Eueres Pharisäertums. Statt Euch selbst zu geifseln, flech-

tet Ihr Geifseln für andere. Ihr allzuklugen, allzuweisen Flagellanten, deren Schläge fremde Nacken treffen. Wie kommt es, dafs Ihr nichts wifst von dem Stein, den wir nicht werfen sollen... von jenem Balken im Auge, von Liebe und Verzeihung?... Wie sollen wir nicht Abscheu empfinden, wenn wir bestimmt wissen, dafs der Verfasser jenes puritanisch-pharisäerhaften Aufsatzes selbst ganz anderer Ansicht war, dafs er einst das Recht des Fleisches gepredigt hat und dieses Recht auch voll genofs?"

XXXV.

Jenda erblafste bei dieser Antwort. Bis zu den Schlufszeilen lächelte er entweder bei der Lektüre, oder er empörte sich über die Art der Polemik. Am Schlufs aber stockte er und ein beklemmendes Gefühl durchfuhr ihn.

Eine Weile stand er regungslos da und blickte ins Leere. Dann stieg ihm das Blut plötzlich hoch: „Sie haben ja recht, ich habe es verdient!"

Er stützte den Kopf in die Hände und blickte eine lange Weile niedergeschlagen zu Boden.

Er dachte darüber nach und fühlte, dafs sein Lebensweg nun nicht mehr sonnig sein würde und dafs das Leben selbst traurig wäre. Er hatte den besten Willen gehabt und wurde wieder zurückgeworfen, erniedrigt, niedergeworfen.

Etwas empörte sich in ihm, einigemal schritt er zornig durch das Zimmer.

Dann überlegte er von neuem, vergegenwärtigte sich den Inhalt der Entgegnung und das, was daran wahr war. Und obzwar er wohl Gewissensbisse und Scham über seine Vergangenheit fühlte, wurde er doch abgestofsen von der ganzen Umgebung und den Ansichten, die diese Antwort diktiert hatten. Es war freilich traurig; er mufste sich sagen, dafs er selbst einmal gefehlt hatte, aber dort, wo jene Menschen standen, die sich gegen ihn erhoben, dort hatte er noch nie gestanden.

Er war seiner Sache sicher. Er vertrat Standhaftigkeit und Charakterstärke, seine Gegner aber verteidigten Schwäche, Laxheit und Genufssucht. Männlich und stolz wollte er seine Antwort schreiben.

Bald aber kamen ihm wieder Zweifel und Bangigkeit.

Am nächsten Morgen entschlofs er sich zu Mikyška zu gehen. Erst bei seinem zweiten Besuch traf er ihn. Mikyška ging mit einem zerfetzten Gesetzbuch in der Stube umher und rauchte aus einer langen Pfeife. Er empfing Jenda begeistert, warf das Gesetzbuch bei Seite und schimpfte auf die Prüfungen.

„Wir wollen der Angelegenheit nicht ausweichen," sagte Jenda. „Sie wissen, weshalb ich gekommen bin. Es war schlecht von Ihnen."

Bei diesen Worten versagte ihm die Stimme. Die Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht, er fühlte, dafs er nichts mehr zu sagen habe.

„Ich weifs wohl, dafs ich kein Engel bin, aber dessen wäre ich, lieber Freund, nicht fä-

hig gewesen. Sie tun mir Unrecht. Einem andern würde ich so eine Beschuldigung nicht verzeihen. Ich habe ein reines Gewissen. Aber setzen Sie sich doch, beruhigen Sie sich, wir wollen die Angelegenheit gründlich besprechen."

Er bot Jenda einen Stuhl und setzte sich selbst. Beide schwiegen. Mikyška's Gesicht war ganz in Rauch gehüllt. Jenda blickte gedankenvoll zum Fenster, dann sagte er:

„Wissen Sie denn nicht, wer es geschrieben hat? Sie stehen doch in denselben Kreisen," und von neuem misstrauisch werdend, fügte er hinzu, „es ist unmöglich, dass Sie den Verfasser nicht kennen sollten."

Mikyška wurde ungeduldig.

„Ich wundere mich überhaupt, dass Sie der Sache so viel Bedeutung zusprechen und sich die Stimmung durch ähnliche Dinge verderben lassen. Bedenken Sie doch, wie Byron gelebt hat, na und wollte nicht jeder von uns Byron sein? Sie predigen unmögliche Grundsätze — — Der Mensch bleibt Mensch, Sie werden keinen Engel aus ihm machen. Warum wollen Sie durchaus anders sein, als andere Menschen?"

„Das ist meine Sache," sagte Jenda bestimmt. „Sie wissen also wirklich nicht, wer es geschrieben hat? Keine Ahnung haben Sie?"

„Warum wollen Sie das wissen? Man sprach davon und jemand hat es dann für die ‚Jugend' niedergeschrieben."

Jenda blickte Mikyška fest an, erhob sich und sagte:

„Es hat Zeiten gegeben, wo Sie mir sehr sympathisch waren. Entweder haben Sie sich

verändert, oder ich ... glauben Sie mir, heute bedauere ich, dafs ich zu Ihnen gekommen bin. Adieu!"

Er ging. Mikyška dachte nach. „Er kann recht haben," sagte er sich dann und lief Jenda nach.

Mikyška überschüttete ihn mit vielen Worten, riet ihm, seine Theorie zu verlassen und die Welt vernünftiger anzusehen. Als Jenda kein Interesse für seine Auseinandersetzungen zeigte und auf seiner Frage bestand, erfuhr er schliefslich, wer den Aufsatz gegen ihn verfafst hatte.

Jenšovský hatte ihm den öffentlichen Vorwurf wegen Kvapil noch nicht verziehen und sich auf diese Weise gerächt.

XXXVI.

Kein Schlag konnte seine innere Wunden tiefer treffen, als die Erinnerung an Kvapil. Erst, als er allein war, drang die volle Bedeutung dieser Erinnerung auf ihn ein.

Er sah im Geiste Kvapil vor sich, wie er in jener Nacht halb erfroren im Vorzimmer erschienen war. Er hörte sein unterbrochenes, zerstückeltes Bekenntnis. Bild an Bild zogen die Krankheit, der Tod, das Begräbnis an ihm vorüber.

Und unter diesem Eindruck konnte er sich nichts so niedrig denken, als wenn er nach so vielen Vorsätzen von seinem Wege abgewichen wäre.

Dort auf dem Friedhofe hatte Mikyška gesprochen und alle hatten bewegungslos und bleich da gestanden.

Das alles waren also nur Worte gewesen! Er eilte. Es war ihm bange. Der feste Boden, den er mühsam errungen hatte, schwand ihm wieder unter den Füſsen, es war, als ob er zu den alten Zweifeln zurückkehren sollte. Seine erregte Phantasie vergröſserte die offene, entzündete Wunde. Es erschien ihm niedrig, daſs er nach seiner Vergangenheit eben noch den Mut gehabt hatte, zu reformieren und zu ermahnen.

Warum wahr ihm nicht das Glück beschieden gewesen, einen Vater zu haben, der ihn gewarnt hätte, daſs auch an ihn die Stunde der Versuchung herantreten werde, warum... warum hatte er niemand an seiner Seite gehabt?

Er verlor alle Überzeugung und fühlte sich noch weit, weit entfernt von jenem Paradiese des Guten und Vollkommenen, das er ersehnt hatte.



ZWEITER TEIL.

I.

Jenda glaubte, dafs auch für ihn schon der Tag gekommen war, jener einzige Tag, von dem er in Dostojewski gelesen hatte, dafs er genüge, um den Menschen sein Glück erkennen zu lassen.

Schon schritt er zu jenen goldenen Höhen. Hatte er doch Rechnung abgelegt, sich von der Materie dort losgesagt — öffentlich auf jener Dezemberversammlung.

Aber plötzlich wurde er in Tiefen hinabgerissen und es bedurfte neuer Anstrengung, um seinen Weg zurückzufinden. Äufserlich stand er bald wieder aufrecht. Fest wies er die Hiebe zurück. In seiner Zeitschrift machte er auf die Entgegnung aufmerksam, die er der ‚Jugend' gesandt hatte.

Er erinnerte an die bekannte Versammlung, er fragte, ob er da nicht alles über seine Person gebeichtet hätte. Er hätte jener Entdekkung, die ihn auf den Pranger bringen sollte, gar nicht bedurft, hatte er sich doch selbst angeklagt und bekannt, dafs er falsch gehandelt habe und künftig anders handeln wolle.

Aber trotzdem er äußerlich fest und seiner Handlungsweise gewiß war, hatte er innerlich manchen Kampf zu bestehen. Er sah, daß er allzu leicht auf den neuen Weg geraten war und daß keine Sünde und kein Vergehen straflos durchgehen sollte. Die Strafe stellte sich nun mit Gewissensbissen ein.

Ein neues Wesen wuchs in ihm auf. Es peitschte ihn mit beißendem Spott und zeigte ihm sein vergangenes Leben in neuer Beleuchtung. Es sagte ihm, daß in seinem Leben bis heute alles zufällig, angelernt, verworren, unklar war, daß er keine einzige der Fragen gelöst hatte, die er sich zum Ziel gesetzt hatte.

„Träume nur, träume von Seelenliebe, von der neuen Frau! Nein, Du hast kein Anrecht mehr an so reine Liebe, Du bist nicht mehr rein.“ So ironisierte er sich selbst.

Doch er vertraute sich niemandem an, auch Kačerovský nicht. Nur zu Kattinka, die er manchmal besuchte, sprach er darüber. Niemand würde diesen Zustand bei ihm vermutet haben, denn er verteidigte und propagierte immer dieselben Ideen, die ihn zur Selbsterkenntnis geführt hatten. Aber stets, wenn er in Studentenversammlungen sprach, kostete es ihn viele Kämpfe und Zweifel und Vorwürfe. Und er konnte es nicht fassen, daß ihn die inneren Kämpfe nicht aufrieben, sondern nur stärker machten.

Er suchte in Büchern Trost. Er begann die „Bekenntnisse“ des heil. Augustinus zu lesen. Er las über seine stürmische Jugend, über sein Erwachen und darüber, wie er sein seinen Gott wiedergefunden hatte.

Er las auch die Lebensbeschreibung des heil. Franz von Assisi. Dieses Buch hatte besonderen Einflufs auf ihn. Es gefiel ihm, dafs Franz selbst mit eigenen Kräften half, wo es nötig war, mit Hand anlegte und besonders Armen und Kranken half. Er begriff und sah, dafs der Mensch in praktischer Betätigung sich selbst am besten hingeben könne. „Ja, sich selbst hingeben, nicht nur in sich und für sich leben, darauf kommt es an."

Er sah die gegenwärtige Zeit seines Lebens als ein peinliches, aber notwendiges Provisorium an. Er war überzeugt, dafs die Zukunft noch das Feld seiner wahren Betätigung in sich barg. Er fragte nicht, wann die Zeit kommen würde, er wollte nur Kräfte für sie sammeln. So kam es, dafs er trotz aller Kämpfe innerlich reifte und wuchs.

Er begann über Gott nachzudenken und ihn zu suchen. Des Abends blickte er oft gedankenvoll zum Himmel empor. Er blickte empor, sah die Sterne und grübelte, als ob er da oben eine Antwort auf seine Fragen finden könnte. Da dachte er an Kattinka. Er fragte sich, ob auch sie so zu den Sternen blickte und was sie, die sich am Rande des Lebens fühlte, wohl hinter jenen Sternen ahnte. „Was glaubt sie, dafs sie nach dem Tode erwartet? Sieht sie dort jemand ... sieht sie den Gott, zu dem sie betet, der sie zu sich ruft?"

Er entschlofs sich, Kattinka am nächsten Tage zu besuchen.

II.

Zwei Tage später stieg er die Treppe des alten Hauses empor, trat auf den Korridor, klopfte an die Küchentür und trat ein. Frau Souček stiefs vor Überraschung unverständliche Töne hervor. Sie stand gerade am Waschtrog und hatte die Hände voller Seifenschaum. In der Verwirrung begann sie sie an der Schürze abzuwischen, entschuldigte die Unordnung und sagte einigemal:

„Aber Kattinka wird wohl erstaunt sein."

Sie schlofs das Fenster, bevor sie Jenda zu der Kranken führte.

Kattinka safs im Lehnstuhl und hatte einen Plaid über den Füfsen. Ihre Wangen waren hektisch gerötet, man konnte sich nicht darüber täuschen, dafs sie schwindsüchtig war.

Sie blickte zur Tür und als Jenda erschien, breitete sich ein frohes, sonniges Lächeln um ihren Mund. Sie warf den Plaid ab und ging ihm entgegen.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht — bleiben Sie," mahnte sie Jenda.

„Sie sind ein so seltener Gast," sprach Kattinka erregt und schnell. „So haben Sie uns doch nicht vergessen. Ich denke so häufig an Sie. Und jetzt, als ich die Stimme in der Küche hörte, fragte ich mich, ob es möglich sei. Wie freue ich mich, dafs ich Sie noch vor unserer Abreise sehe."

„Wollen Sie reisen?" fragte Jenda und zwang sie, sich wieder zu setzen.

„Wir wollen hinaus. Wir wollen zur Tante, zu Mutters Schwester fahren. Mir wird die Landluft vielleicht gut tun. Schon jetzt, wo ich ein wenig atmen kann, fühle ich mich wohler. Entschuldigen Sie, dafs ich mit einem Plaid sitzen bleibe, aber das Fenster ist offen und ich bin gegen Kälte sehr empfindlich."

„Wann reisen Sie?" fragte Jenda.

„Mutter legt schon alles bereit."

Frau Souček trat ein und benützte die Gelegenheit, die Unordnung durch die nahe Abreise zu entschuldigen. „Wir wollen um jeden Preis hinaus, vielleicht fühlt sich Kattinka auf dem Lande wohler."

Jenda wandte sich ab, er fürchtete, dafs die Kranke in seinem Gesichte den Zweifel lesen könnte.

Kattinka folgte seinen Blicken zum Fenster. Sie hatte seine Stimmung erraten. Sie sagte sich, dafs sie doch nur kindliche Hoffnungen hege, dafs es keine Hilfe gebe und dafs sie sterben müsse. Sie sah über die Baumkronen hinweg zum blauen Himmel, an dem die Sonne strahlte und fühlte eine durchdringende Sehnsucht nach dem Leben. Und diese Sehnsucht gab ihr plötzlich Kraft, die traurigen Gedanken schwanden. Sie fühlte sich wohler und glaubte, dafs sie am Leben bleiben würde.

Das Blut stieg ihr zu Kopfe, sie schlofs die Augen und flüsterte:

„Wie freue ich mich hinaus zu kommen, ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Wissen Sie, was ich möchte?" fragte sie nach einer Pause. „Aufspringen möchte ich

und hinauslaufen über die Wiesen, wie... wie... Wenn ich es doch nur noch einmal könnte!"

Sie blickte ins Leere, als ob ihr neue Zweifel gekommen wären.

Frau Souček und Jenda versicherten ihr, dafs auch gesunde Menschen häufig so ein Gefühl überkomme und dafs sie gesund werde.

Man sprach dann über alles mögliche, aber zu der beabsichtigten Frage fand Jenda nicht mehr den Mut. Trotzdem verliefs er Kattinka in gehobener Stimmung. Er beklagte seine innere Unrast und sie tröstete ihn:

„Ich glaube Ihnen. Aber es ist doch nicht so schwer, freudig zu leben. Wenn des Menschen Seele hell ist, wenn er das Leben wohlwollend und ideal ansieht, wenn er seine Befriedigung und sein Glück in der Erfüllung seiner Pflichten sieht, so kann er glücklich sein und freudig leben. Die äufsere Harmonie ist nur eine Folge innerer Stimmung. Wenn ich nicht krank wäre — — Sehen Sie, was soll ich sagen, die ich nicht arbeiten, nichts unternehmen kann? Und doch mufs ich auch so zufrieden sein."

Ergriffen blickte er sie an und seufzte auf

III.

Bald fuhr er selbst aufs Land nach Rokytka. An einem schönen Nachmittag traf er ein und ging sofort in die Felder.

Es war ein warmer Vorabend. Er fühlte den Duft des blühenden Weines und Jasmins und ging den Feldrain entlang zum Walde.

Schnell und frisch schritt er einher. Er blickte um sich und eine Freude erfüllte ihn bei dem Gedanken, dafs er noch am selben Morgen in dumpfem Prag geweilt hatte und jetzt mitten zwischen hohem Getreide schritt und die gesunde, duftende Luft des Landes einatmete. Er dachte an Kattinka, er dachte auch an die Wünsche und Kämpfe, die sein prager Leben erfüllten. Dies alles kam ihm hier entfernter vor. Er fühlte sich wohl, fern von allen jenen Lebensinteressen und Konflikten. Er gab sich dem süfsen, beruhigenden Einflufs der Natur hin.

Er war in den Wald getreten und atmete aus voller Lunge. Die Sonne ging eben unter. Ein leichter Wind flog herbei, wellte das Getreide beim Walde und nickte in den Zweigen der hohen Fichten. Im Osten lag alles schon im Schatten, nur auf einem nahen Hügel waren einige kleine Birken von vollem Licht bestrahlt.

Zu diesem Hügel wandte er seine Schritte; dort legte er sich ins Gras. Er sah weithin, bis zum Riesengebirge. Er lag hier wie inmitten der Welt. Unter ihm lagen Dörfer, weiterhin Jaroměř mit den Fabrikschornsteinen und Josephstadt mit der Kirche, die über den Festungsmauern ragte.

Unter dem Hügel, ganz nahe, mähte ein Häusler aus Rokytka Klee und ein junges Mädchen half ihm singend. Dann setzte sich das Mädchen in den Karren, der Mann trieb die

Kuh an und sie fuhren gegen Rokytka zu. Die Dämmerung lagerte immer tiefer über der Gegend.

Jenda blickte dem Karren nach. Dann erhob er sich. Es war niemand mehr in der Gegend zu sehen. Überall herrschte Ruhe, nur in den Dörfern tönten Kirchenglocken. Sein Blick verlor sich in der dunkler werdenden Landschaft und erhob sich zum Himmel, an dem die ersten Sterne erstrahlten. Er stand unbeweglich, erstarrt, als ob er sich zu atmen fürchtete. Er dachte:

„Ich bin nur ein physischer Teil all dessen. Aber meine Gedanken dringen aus diesem Körper in weite Fernen, bis zu Dir, Gott. Sie dringen zu Dir und zu dem Weltgedanken, mit dem Du das All beherrschst. Durch Deinen Weltgedanken hat sich hier alles verändert. Die Sonne ist untergegangen, die Vögel sind verstummt, ein Dunkel breitete sich aus und am Himmel erstrahlen Sterne. Durch Deinen Weltgedanken hat sich alles ringsum gewandelt, wie eine Szenerie auf der Bühne durch die Hand des Maschinenmeisters. Deine Hand wird morgen wieder Tag werden lassen und diese Stille in Leben verwandeln — alles wird auf seine Art — es wird weitergehen, täglich weiter... aber wie weit? Wo ist das Ziel des ewigen Ganges, des Lebens, der Entbehrungen, des Regelmässigen und Unregelmässigen? Wo liegt das Ziel?“

Seine Augen vertieften sich, es herrschte Dunkel und Stille. „Mein Gott, sprichst Du jetzt zu mir — spricht die ewige Quelle des

Alls, aus der mein Körper und meine Gedanken geworden sind, zu mir?

Dafs Du bist, fühle ich über alle Zweifel. Ja, ich weifs, dafs Du bist und dafs der Mensch so unvermittelt mit Dir sprechen kann, wozu aber sind wir und die Natur ringsum uns?“

Er zuckte zusammen, sein Kopf tat ihm weh. Er starrte zum Himmel empor.

Dann ging er gesenkten Hauptes nach Hause.

IV.

Als er im Herbst nach Prag zurückkam, sprach er nur noch zweimal mit Kattinka.

Dann sah er sie nur noch tot.

Er kam nichts ahnend und brachte ihr einen Straufs Maiglöckchen. Am Morgen war sie gestorben, am abend war er gekommen. Sie lag noch im Bett, das Lämpchen brannte daneben auf einem Stuhl. Die Augen geschlossen, das Gesicht fahl und wächsern, das Gebifs hervortretend: das Bild des Todes, das er hier sah, war jammervoll.

Frau Souček brach in ein lautes Weinen aus. „So hat sie denn Gott erlöst, mich aber hat er zurückgelassen! Was soll ich — ohne sie?“

Jenda antwortete nicht. Er stand lange am Bett und blickte in die Züge des erstarrten Gesichtes.

Er suchte in dem toten Körper das Echo früheren Lebens, aber vergebens. Ihre lebhaf-

ten, freudigen Augen öffneten sich nicht mehr, blickten ihn nicht mehr an. Wo ist es, das dieses Wesen belebt und geleitet hat?" Er fragte sich, warum gerade sie, die keine Schuld auf sich geladen hatte, durch fremde Gleichgiltigkeit hatte leiden müssen. Er fragte sich, ob der Tod wirklich eine Erlösung für sie war.

Und hier, angesichts des Todes, ertönte in seinem Innern all das wieder, was er in letzter Zeit erlebt hatte.

Er blickte in das tote Gesicht. Dann wandte er seinen Blick plötzlich zum Fenster und sah in die Weite.

Plötzlich erschauerte er leicht. Eine Hast erfüllte ihn, eine Angst, sein Leben schnell zu leben, voll und ganz, bevor auch für ihn das Ende kommen würde. Nur einmal in seinem Leben hatte er ein ähnliches Gefühl gehabt — bei Kvapils Tode.

Erst nach einer Weile riſs er sich von dem toten Körper los. Frau Souček erzählte ihm von den letzten Augenblicken.

„Sie wuſste, daſs wir Abschied von einander nehmen müssen. Im letzten Augenblick, wenige Minuten vor ihrem Tode rief sie: ‚Ich sterbe'. Sie rief es mit einer Stimme, als ob sie den Himmel durchdringen wollte und als ob sie mir in jener Weile alles hätte sagen wollen. — —"

Tränen erstickten ihre weiteren Worte. Jenda nahm Abschied und ging. Er dachte an Otilchen und Hanuš. Die Erinnerung erfüllte ihn mit Bitterkeit. Aber neben dem Tode, der

hier Platz gegriffen hatte, erschien ihm alles kleinlich.

Ganz klar sah er Kattinka vor sich. Dankbar empfand er, dafs auch sie ihm zum Teil den Weg gewiesen hatte und war entschlossen, den Weg zu gehen. Es kam ihm in den Sinn, dafs er sich an die Strafsenecken stellen und rufen müfste:

„Seht, liebe Leute, auch ich habe gesündigt, aber ich will es durch mein künftiges Leben bessern. Ja, elend mufs es sein, zu leben, ohne zu wissen, warum. Aber ich beginne zu wissen."

V.

Eine Woche nach Kattinkas Tode lag Hanuš eines Tages in seinem Zimmer auf dem Sopha. Er war eben aus dem Restaurant nach dem Mittagessen nach Hause gekommen und da er sich nicht gleich an die Arbeit machen mochte, legte er sich für eine Weile hin und dachte nach.

Er stand kurz vor der Hochzeit. Die steten Besuche im Hause ermüdeten ihn, die steten Sorgen, Vereinbarungen und Gespräche über Dinge, für die er nicht das geringste Interesse hatte, waren ihm über. In verdriefslicher Stimmung kam er oft nach Hause und hatte Streit mit Otilchen wegen Geringfügigkeiten, in denen er gerne seine Autorität geltend machte. Er mischte sich in Dinge, die ihm nicht am Herzen lagen, die er nicht verstand. Man sprach

über alles mögliche mit ihm und er konnte nicht an sich halten, seine Meinung darüber zu äufsern. Selten war er einverstanden, am häufigsten widersprach er und ärgerte sich dann über sich selbst, ohne sich erklären zu können, was ihn eigentlich zum Widerspruche zwang.

„Du wirst kein leichtes Leben mit ihm haben!“ sagte man Otilchen im Elternhause.

Hanuš fühlte sehr wohl, dafs er Härte und Herrschsucht zeigte, aber mit diesen kleinlichen Mitteln wollte er sich selbst das Bewufstsein verbergen, dafs er eine reiche Braut gewählt hatte. Damit wehrte er sich gegen den Gedanken, dafs diese Heirat irgend eine Gnade, ein Glück wäre, das er als solches zu schätzen hatte.

In dieser Zeit dachte er häufiger als sonst an sein Vaterhaus. Sein Herz wurde weich, Erinnerungen stellten sich ein. Häufiger als sonst sah er im Geiste die kleine Hütte seiner Vaterstadt, in die man von der Strafse über einen kleinen Steg gelangte. Mit sehnsüchtigem Schmerz dachte er an den Obstgarten, der hinter dieser Hütte lag. Dort im Garten pflegte er als Gymnasiast unter den Bäumen zu wandeln, dort safs er mit einem Buche in der Hand und abends pflegte er dort sein Liedchen zu pfeifen. Er sah seine Mutter, mit der er in der Dämmerstunde beim Kamin gesessen hatte, jenes Wesen, das im Leben gelernt hatte zu allem ja und amen zu sagrn. Ja die ganze Stube, die Luft darin war gesättigt von jener ruhigen, niedergehaltenen, weiblichen Furcht, als ob irgendwo jene schwere Hand hervor-

lugte, die Mutter und Schwester gezüchtigt hatte. Bei diesen Erinnerungen stieg die Wut in ihm auf, mit Hafs dachte er seines Vaters und des Geldes, durch das er der Herr werden würde. Ja, das Geld wird bohren und bohren, bis es eines Tages zu einem riesigen, warmen, begeisterten Verzeihen kommen würde.

In den letzten Jahren war er freilich etlichemal nach Hause gefahren, aber er kam sich immer wie ein Fremder vor, der sich nicht wohl fühlte, und er empfand, dafs sich durch ihn auch die anderen nicht froh fühlten. Und doch: was gab es schöneres, als sich zu Hause unter einen Baum zu legen, die Hände unter dem Kopf und untätig emporzublicken? Was gab es schöneres, als sich in die jungen Zeiten zu versenken, wo er das Leben um sich zu sehen lernte, das Leben der Eltern, der Kleinstädter — das Leben aller jener Menschen, von denen er jetzt abgeschnitten war und die doch unvergefslich in seinem Innern wohnten? Warum konnte er nicht zurückkehren, etwas von jenen Augenblicken zu erneuern?

Je näher er der Hochzeit kam, desto mächtiger erfafste ihn das Gefühl, dafs er von seinem vergangenen Leben nichts mehr retten werde. Und deshalb dachte er immer mehr an jene Vergangenheit und erkannte, dafs sie für immer dahin war.

Er begann unfest und zerfahren zu werden. Er wufste, dafs er gewisse Vorteile begehrte, und sie durch seine Heirat auch erlangen würde Sie waren ihm Anfangs sehr angenehm und mi

Wohllust dachte er an den Komfort, an die ihm winkende Sorglosigkeit, bei der er sich ganz frei seinem Studium würde widmen können. Und doch sprach er jetzt vor der Hochzeit, immer mehr gegen den Komfort, wehrte sich gegen den Kauf gewisser Luxusgegenstände und wies geradezu beleidigend die Ansichten seiner künftigen Schwiegermutter zurück. Ganz offen erklärte er häufig genug, daſs er für reiche Leute wenig Sympathie gehabt hatte und sie immer über die Schulter ansah. Er zwang sich, das Geld zu verachten, aber in Wahrheit verachtete er es nicht, sondern nahm es gerne an.

Er fühlte sich nicht befriedigt genug. Etwas empörte sich in ihm, wenn er den Damen die Hand küſste und versprach sich schon jetzt, seine gegenwärtige Untertänigkeit später zu vergelten. Und er vergalt sie schon jetzt durch sein stetes Bekämpfen von Ansichten, die er nicht teilte, durch kalte Ablehnung dort, wo man sich ihn verpflichten zu können geglaubt hatte.

Otilchen bereitete er manchen peinlichen Augenblick. Wenn sie ihm vorwarf, daſs er sie nicht verstünde, so antwortete er, daſs er ihr noch in vielen Dingen werde den Kopf zurecht setzen müssen, daſs sie sich werde stark assimilieren müssen, damit sie gut mit einander auskommen.

VI.

Und nun 14 Tage vor der Hochzeit lag er mit allerlei trüben Gedanken auf dem Sopha. Gegenüber standen zwei Regale voller Bücher und auch der Tisch war voll von Büchern und Papieren. Er war mit einer Monographie über die Fledermäuse beschäftigt. Aber schon längere Zeit hatte er keine Arbeitslust.

Er dachte jetzt nicht an sein Buch, sondern befaſste sich mit der Frage, ob sein Vater zur Hochzeit kommen würde. Er hatte nach Hause geschrieben, ihn eingeladen und erwartete die Antwort.

Während er so da lag, klopfte es an der Tür. Soumar trat ein.

Hanuš erschrak. Er erhob sich halb, lieſs die Beine herunterhängen und trat dann Soumar zögernd entgegen. Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit begrüſste er ihn und gleichgiltig überflog er sein Gesicht, aber auch in seinem Blicke lag die Frage, was dieser Besuch bedeuten solle.

„Setz' Dich!" sagte er kühl und wies ihm einen Stuhl. „Leg' doch den Paletot ab!"

„Nicht nötig," sagte Soumar.

„Wie Du willst."

Sie setzten sich einander gegenüber und blickten sich erst eine Weile an. Beiden war der Blick unangenehm, beide empfanden, daſs sie sich mit dem Blick bereits alles gesagt hatten. Sie blickten beiseite. Da lachte Hanuš höhnend auf.

Soumar hustete, räusperte sich, dann sagte er: „Du stehst also schon vor der Hochzeit!"

„Gewiſs." Er stand mit einem Gesichtsausdruck da, in dem geschrieben stand: Was weiter? Ich warte, ich bin bereit.

„Es ist ein Glück, daſs sie es nicht erlebt hat. Du fühlst Dich durch ihren Tod gewiſs auch freier?"

„Ich? . . . freier? Lächerlich!"

Soumars Gesicht verzog sich. „Ich glaube, Du fühlst Dich jetzt freier, es sei denn, daſs Du Dein Gewissen so zu beruhigen wuſstest, daſs Du schon früher . . ."

Hanuš unterbrach ihn. „Ich wuſste sofort, weshalb Du kamst. Über diese Dinge haben wir mit einander nicht zu verhandeln. Wenn ich Dir sonst nicht dienen kann —"

„Wir haben darüber zu verhandeln," sagte Soumar unerbittlich und scharf.

„Gut, aber dann mässige Dich und mache keinen Skandal!"

„Wir haben mit einander zu verhandeln," widerholte Soumar und bemühte sich der angehäuften Leidenschaft nicht freien Lauf zu lassen. „Aber Du willst nicht hören und Du weiſst selbst am besten, was Dich Dein Leben lang verfolgen wird."

„Du fängst also wieder nur dort an, wo Du schon einmal angefangen hast. Du willst mir entschieden die Überzeugung beibringen, daſs Du an einer fixen Idee leidest."

„Die fixe Idee hast Du mit Deinem maſslosen Egoismus getötet."

„Spare Deine Worte!" platzte Hanuš heraus. „Ich verstehe Dich nur allzu gut. Wenn

Du glaubst, dafs ich sie mit meinem Egoismus getötet habe, so hättest Du sie mit Deinem Altruismus retten sollen. Du bist in der Tat ein fertiger Narr."

Hanuš erhob sich und ging durch das Zimmer. Auch Soumar erhob sich, seine Augen glänzten in fieberhaftem Glanze.

„Du bist gefühllos, Du bist der elendste Mensch, den ich kenne," stiefs er hevor.

Hanuš lachte kurz auf.

„Du hast die Eltern von Dir gestofsen," fuhr Soumar leidenschaftlich fort. „Deine ganze Vergangenheit hast Du verleugnet, das nationale Empfinden hast Du in Dir getötet und als Du es brauchtest, wiedergefunden, Du hast alles getötet, was Deinen persönlichen Gelüsten im Wege stand — aber auch für Dich kommt einmal die Zeit. Vielleicht kommt sie lange nicht, aber einmal wirst Du Dir dessen bewufst werden, dafs es eine Gerechtigkeit gibt und dafs solchen Leuten nicht verziehen werden darf."

Hanuš stand während dieser ganzen Explosion dicht vor Soumar, blickte ihn fest an und ein böses Lächeln spielte um seinen Mund. Er war fahl und bleich.

„Bist Du nun fertig," zischte er.

„Nun bin ich fertig," sagte Soumar.

„Also Adieu! Und geh' geraden Wegs in die psychiatrische Beobachtungsanstalt!"

Nach diesen Worten kehrte ihm Hanuš den Rücken, ging zum Fenster und sah auf die Strafse. Soumar stand schweigend da.

Plötzlich zuckte er zusammen und blickte Soumar an. Beide schwiegen. Sie standen ein-

ander gegenüber, als ob sie bereit wären, auf einander loszustürzen. Hanuš begann in zerrissenen Worten zu sprechen.

„Du — unsinniger Mensch — wirst mir mit künftigem Unglück drohen. Du willst wissen, was ich durchgemacht habe? Ich soll die Eltern zurückgestofsen haben? Hat mich denn niemand zurückgestofsen? Nein, ich werde meine Angelegenheiten nie an die Öffentlichkeit bringen und was ich für richtig halte, werde ich tun und nur mir gegenüber verantworten. Ich habe meine Vergangenheit nicht verleugnet, mein nationales Empfinden nicht abgestreift — aber ich kann nicht dafür, dafs ich besser und klarer sehe, als Ihr alle. Ich kann Dir sagen, dafs ich mich auch heute nicht erwärmen kann, wenn ich Euere Verwirrung und Verschrobenheit sehe. Ihr schimpft alle gegen die frühere Generation und seid nicht im geringsten besser. Ihr seid alle nichts wert und ich kann mir patriotische Begeisterung nicht suggerieren. Wenn Du glaubst, dafs ich Unrecht habe, so sage mir doch nur, in welchem Licht denn Dein Leben erglänzt. Warum antwortest Du nicht. Du treibst Dich hier in Prag herum, vegetierst und gehst elend unter."

Soumar stieg das Blut in seine eingefallenen Wangen. Er wollte sprechen, aber ein heftiger Husten hinderte ihn daran. Erst nach einer Weile sagte er mit trüber Stimme:

„Ich will Dir gerne die Freude gönnen. Du hast recht, mein Elend liegt daran, dafs ich nicht dort bin, wohin ich gehöre. Meiner Mutter hätte es nie einfallen sollen, mich stu-

dieren zu lassen. Mein Platz wäre irgendwo da unten ... in den Fabriken ..."

Hanuš sagte kühl:

„Zu guter Letzt tut jeder, was ihm gefällt. Wie Du siehst, hat Dein Individualismus und mein Egoismus verschiedene Seiten."

VII.

Soumar war in so grofser Erregung, dafs Hanuš für einen Augenblick sogar Mitleid mit ihm empfand. Er bat ihn, sich zu setzen. Soumar fafste sich und sagte:

„Ich bin eigentlich mit einer anderen Sendung zu Dir gekommen."

Hanuš sah ihn gespannt an.

„Ich habe für Dich einen Brief von Kattinka. Sie bat mich, Dir ihn nach ihrem Tode zu bringen."

Hanuš erschrak heftig. Er verfolgte Soumars Handbewegung und stiefs hervor:

„Wo ist der Brief? Gib her." Aber die Stimme sprang ihm über.

Soumar reichte ihm den Brief. Hanuš fragte sich, was für einen Sinn dies haben sollte, und wollte den Brief eilig öffnen. Dann besann er sich anders und legte ihn hin:

„Ich werde ihn später lesen."

Soumar sah ihn eine Weile an, dann wandte er sich wortlos zur Tür. In der Tür blieb er stehen, brummte etwas in den Bart und verschwand.

Hanuš lachte böse auf und schloſs hinter Soumar die Tür. Dann trat er zum Tisch und nahm Kattinkas Brief in die Hand. Er riſs das Couvert auf, legte aber den Brief wieder beiseite. Aufgeregt schritt er auf und ab. Er raste vor Wut. Wer hatte Soumar das Recht gegeben, in sein Leben einzugreifen und die Unruhe zu erhöhen, die ihn schon ohnedies ganz und gar erfüllte? Immer heftiger lief er herum, bis er den Brief zu lesen begann,

Kattinka entschuldigte sich vorerst und erklärte, daſs sie in der Sterbensstunde nicht widerstehen konnte, ihm noch einmal zu schreiben, sie wisse wohl, daſs es ein romantischer Einfall sei, nach dem Tode einen solchen Brief zu hinterlassen, aber sie könne nicht anders.

„Sie können sich kaum vorstellen, wie viele peinliche Augenblicke mir im Winter jenes Intermezzo verursacht hat, an dem ich selbst schuld war. Unzähligemal habe ich mir die Frage vorgelegt, was damals der Beweggrund für mich war. Ich bemühe mich, aufrichtig gegen mich zu sein, ich will mich nicht täuschen oder schonen — wenn der Beweggrund ein niedriger war, so ist es besser, ihn zu gestehen. Nun denn, ich weiſs es bis heute nicht, warum es mich trieb mit dem Bruder Ihrer Braut in Verkehr zu treten, warum ich den so albernen und unbegreiflichen Gedanken hatte, ihn auf den Ball zu schicken, ihn auszufragen, warum ich überhaupt etwas derartiges wählen konnte.

Der Mensch ist manchmal ein unerforschliches Geschöpf und wenn er sich auch bemü-

hen wollte, sich zu beherrschen, es gelingt ihm nicht. Man begeht als vernünftiges Wesen in Augenblicken eine Unüberlegtheit, über die man in nüchterner Stimmung geradezu staunt. So war es auch bei mir.

Über eines aber bin ich mir klar. Nie hatte ich irgend einen Plan, nie wollte ich irgend etwas erzielen. Es war nur ein Interesse für Sie und Ihr Schicksal, das Sie mir vielleicht verzeihen werden. Man sagte mir, dafs Sie an mir gesündigt haben, auch Ihnen wird man es wohl gesagt haben, aber ich habe Ihnen in Gedanken nie einen solchen Vorwurf gemacht. Es ist wahr, ich habe immer eine Sympathie für Sie gehegt, aber das ist wohl auch natürlich. Sie haben mit uns gelebt, ich habe Sie bewundert und in Ihnen ein Vorbild erblickt. Ich hatte Sie auch sonst lieb — warum sollte ich es leugnen? — aber eben deshalb werde ich doch nicht das wollen, was Sie nicht wünschen. Nein. Gerade in diesem Gefühle ist mir wohl und ich würde es für nichts in der Welt eintauschen. Oder wollen Sie mir böse Gedanken zusprechen? Sollte ich vielleicht so egoistisch und schlecht sein, mich mit allen Kräften dagegen zu wehren, dafs keine andere Frau an Ihrer Seite lebe, wenn es mir versagt ist? So könnte ich nicht handeln. Ich bedauere es nicht, Sie geliebt zu haben, bin ich mir doch darüber klar, dafs ich Sie nicht so liebe, um Ihre Frau sein zu können. Dann habe ich auch ein anderes Lebensziel gewählt, ein so liebes und schönes Ziel. Nur ist meine Krankheit die Grenze, an der jedes Vorwärts scheitert. Ich täusche mich und täusche mich wie-

derum nicht. Ich sehe wohl, dafs ich keine gute Gattin wäre, auch wenn mir das Leben beschieden wäre. Freilich, vielleicht sieht in Gedanken alles anders aus, als im Leben.

Sehen Sie doch die gewöhnlichen Ehen an. Der Mann heiratet, um seinen Hausstand zu haben, der eine will eine Wirtschafterin, der andere eine schöne, der dritte eine reiche Frau. Was ist ihm die Frau? Er schläft zu Hause, er ifst zu Hause, liest seine Zeitung und geht seinem Berufe nach. Die Frau erzieht unterdessen die Kinder, kocht, näht und wirtschaftet — und so lebt jeder für sich selbst, einer neben dem andern, aber nicht für den andern.

Und die Frauen, warum heiraten die? Sie suchen die Abwechslung. Ich glaube, dafs die meisten unter ihnen sich gar nicht klar darüber sind, welche Pflichten sie für das ganze Leben übernehmen. Nach der Hochzeit schwindet eine Illusion nach der andern und am Ende bleibt nur die nackte Wirklichkeit. Da erkennt die Frau erst, dafs der Reiz der Ehe für sie in den Illusionen lag. Die Pflicht dem Manne und der Häuslichkeit gegenüber lasten auf ihr und stossen sie ab. Als Mädchen lebte sie sorglos, unabhängig, nun ist sie durch die Ehe gefesselt. In so einer Umgebung wachsen die Kinder auf, von Dienstmädchen werden sie erzogen und in ihrer wichtigsten Lebensepoche werden sie überhaupt nicht mehr erzogen.

So eine Ehe lockt mich nicht, sie erfüllt mich mit Grauen. Bedenken Sie doch, welch schreckliches Leben es ist, im gewissen Sinne

so intim zu sein und sich doch so fremd gegenüber zu stehen.

Ich könnte Sie auch an die Ehe bedeutender Menschen erinnern, damit Sie das eheliche Glück kennen lernen. Ich könnte Sie an die Ehe Carlyles erinnern, desselben Carlyle, der vor der Hochzeit an seine Braut schrieb, daſs der Mann und nicht die Frau in der Ehe regieren sollte. Nur wer Carlyle gelesen hat, weiſs, welch' empfängliches, warmes Herz er hatte. Und wie interessant war doch seine Frau: klug, gebildet, groſsherzig — beide rechte Romanhelden. Sie liebte ihn, er nannte sie seine Lerche und doch schrieb sie in ihr Tagebuch: ‚Oh, meine Mutter, jetzt, wo ich leide, habe ich gelernt für mich selbst zu leiden. Es ist ein langer, grausamer Weg, der mich bis zu diesem Zustand getrieben hat.'

Sehen Sie, sie haben nur nebeneinander gelebt. Er hat in ihr nicht mehr gesehen, als ein Wesen, das ihm das Leben leichter und angenehmer gestalten — und seine Kleider in Ordnung halten sollte. Und erst nach ihrem Tode klagte Carlyle, von Gewissensbissen geplagt: ‚Wenn ich doch noch einmal mit ihr sprechen könnte, um sie zu überzeugen, wie ich an ihr gehangen habe.'

So ist es meistens im Leben. Deshalb hätte ich wenig Lust, mich ebenso zu verheiraten. Und doch wollte ich mich, wenn ich verheiratet wäre, gerne opfern und nicht klagen, wie Carlyles Frau, ich wollte darüber glücklich sein, daſs ich dem, den ich liebe, dienen und mich ihm im wahren Sinne des Wortes geben könnte.

*

So aber leben die Kontraste nur in meinen Gedanken. Die Wirklichkeit wäre mir aber vielleicht verhängnisvoll geworden. Ich habe mich zu sehr in den Gedankenkreis verwickelt, von dem aus ich die ruhigen, feststehenden Lebensformen und Verhältnisse betrachte und würde mich gewifs nicht zufrieden geben, sondern revoltieren."

Am Schlufs des Briefes wunderte sie sich darüber, dafs sie soviel geschrieben hatte. Eigentlich wollte sie nur den Zwischenfall, der sie so gepeinigt hatte, erklären und entschuldigen.

Die Schlufsworte lauteten:

„Wenn ich Ihnen das Schönste wünschen will, so wünsche ich Ihnen, dafs sie in Ihrer Ehe jenes Ideal verwirklichen, das mir vorschwebt. Es liegt gewifs mehr am Manne, als an der Frau, weil er ihr das geben kann, um das sie sonst erfolglos kämpft. Die Wahrheit suchen, die Schönheit lieben, das Gute wollen und das Beste tun — so etwa heifst doch wohl das vielzitierte Wort, das auch mein Wollen ausdrückt."

VIII.

Als Hanuš zu Ende gelesen hatte, war er in Verlegenheit, wie er sich den Brief erklären sollte. Kattinka war tot. Er konnte nicht zu ihr hingehen, mit ihr sprechen, ihr auf seine Art antworten.

Der Brief rief zweierlei Gefühle in ihm wach.

Er erregte seinen Ärger über Kattinka und stellte sie in Schatten. Hanuš hielt den Brief für ein Zeichen ihrer verletzten Eitelkeit.

Aber gleichzeitig drängten sich ihm andere Gedanken auf, die Kattinka entschuldigten und in ihm herzlichere Gefühle und Erinnerungen wachriefen. Er sah den Brief an und las einige Stellen nochmals. Er sah, dafs der Brief mit zitternder Hand geschrieben war, er ahnte die Mühe, die er erfordert hatte — die geistige und körperliche Anstrengung und die Seelenkämpfe, die ihm vorangegangen waren.

Er hatte des Gefühl, als ob er ein verstaubtes Buch von Gedichten gefunden hätte, die ihn in seiner Jugendzeit erregt und begeistert hatten und die er dann in reiferen Jahren weggeworfen hatte. Jetzt öffnete er dies Buch, frühere Eindrücke belebten sich, sein Blick vertiefte sich.

Und in dem Augenblicke, in dem sich sein Blick vertiefte, trat eine helle, strahlende Gestalt in sein Zimmer, es war nicht Kattinka, es war überhaupt kein körperliches Wesen, es war die Erinnerung an jene Jahre, die er in Königgrätz bei Frau Souček zugebracht hatte, an jene einfältigen Jahre, wo alles noch anders war: im Herzen, im Kopf und auch — zu Hause!

Plötzlich verfinsterte er sich. Von Kattinka kehrten seine Gedanken zu Soumar zurück. Wieder erfüllte ihn Wut. Nun sah auch er die

Dinge ernster, fühlte eine Verantwortaug und wurde traurig.

Als er dann zu seiner Braut ging, dachte er unterwegs nur an Kattinka. Er dachte an ihr Begräbnis, an ihren letzten Weg, auf dem er sie nach Olšan begleitet hatte. Es war so merkwürdig, dafs sie es für richtig gehalten hatte, ihm diesen Brief zu schicken und noch nach ihrem Tode mit ihm zu sprechen. Es trieb ihn auf der Strafse nach Olšan hinaus zu ihrem Grabe — dort wollte er ihr antworten.

„Unsinn!" er lehnte sich selbst gegen diesen Einfall auf.

Und doch war er nicht fähig in das Haus zu treten. Er sprang in eine Strafsenbahn, fuhr bis zur weinberger Endstation, lief eine Stunde zwischen Neubauten und Bauplätzen herum und kehrte dann erst um und ging zu seiner Braut.

Er war zerstreut, antwortete unzusammenhängend auf Otilchens Fragen und wusste oft nicht, wie ihre Frage eben gelautet hatte.

„Was hast Du denn heute?" drang sie in ihn. „Was ist denn geschehen?"

IX.

Vierzehn Tage später fand die Hochzeit statt. Eine Reihe von Wagen stand vor dem Hause, in dessen erstem Stockwerke sich die Gäste versammelten.

Otilchen sah unter dem Brautschleier ernst und traurig aus.

Die Gäste sprachen leise unter dem Eindruck des feierlichen Augenblicks. Der Brautführer trat mit der Kranzeljungfer ein. Es entstand Bewegung, dann wurde es wieder still.

Erst als Hanuš mit einem grofsen Orchideenstraufs in der Hand eintrat, wurde es wieder lebhafter. Mit ihm trat gleichzeitig sein Vater ein, ein stattlicher, etwas gebückter Mann. Er trug einen langen, schwarzen Rock ländlichen Schnittes. Unsicher und verlegen blickte er sich um und sah finster drein.

Otilchen trat vor. Ihre Eltern eilten herbei.

Die Gäste begannen zu Hanuš heranzutreten, der Baumeister stellte ihn vor. Leichthin und ohne Verlegenheit wurde Hanuš mit den Leuten bekannt. Dann schüttelte er Jenda, der eben auch in schwarzem Anzug erschienen war, die Hand.

Endlich mufste man sich für die Kirche rüsten. Frau Hrubý küfste und umarmte die Braut. Otilchen wollte lächeln, aber in Strömen flossen Tränen aus ihren Augen. Dann brummte der Baumeister ein paar Worte, küfste den Bräutigam und machte Hanuš's Vater Platz. Der sprach eine kurze, eingelernte Rede:

„Mein Sohn, ich erteile Dir und Deiner Braut meinen Segen. Du hast Dich zwar nicht nach Deines Vaters Willen gerichtet, aber heute hast Du Dich nicht mehr mir, sondern Jenem gegenüber zu verantworten, dessen Diener Du sein solltest. Ich erteile Dir also meinen Segen und bete zu Gott, dafs er seinen Zorn von Dir abwenden möge.“

Hanuš blickte während dieser Ansprache mifsvergnügt zu Boden. Er ahnte etwas derartiges, er hatte vorausgesetzt, dafs sein Vater gerade in diesem Augenblicke gewisse Dinge besprechen würde und dafs es dabei zu jener grossen Versöhnung kommen würde. Und doch brach in ihm der Ärger durch. Die Ansprache erschien ihm unendlich lang, er hätte gerne wieder die Augen erhoben und um sich gesehen, aber sein Vater sprach noch immer weiter.

„Und Sie, jungfräuliche Braut, bitten auch Sie Gott, er möge ihre Wege behüten." Dann sagte er noch etwas und dann noch etwas, bis Hanuš plötzlich ein Wort hörte, bei dem alle bössen Gedanken in ihm still wurden. Er hörte, wie sein Vater von der Mutter sprach, die zuhause in ihrer Kirche für ein glückliches und gottgefälliges Leben ihres Sohnes betete.

Dann schloss sein Vater und die Gäste traten glückwünschend an ihn heran. Otilchen neigte sich zu den Kindern, die in luftigen Kleidern da standen.

Dann stiegen alle die Treppe hinunter, füllten die bereit stehenden Wagen und der Zug fuhr zur weinberger Kirche.

X.

Hanuš fuhr mit seinem Vater. Er dachte nicht daran, was jetzt in der Kirche stattfinden sollte. Der langsame Hochzeitszug, der Weg die

Treppe hinunter und das Einsteigen in die Wagen hatte ihn auf andere Gedanken gebracht.

Er hiefs seinen Vater einsteigen, setzte sich neben ihn und blickte um sich. Die Erinnerung an seine Mutter rührte ihn nicht mehr. Hier auf der Strafse in Frack und Zylinder war er Grofsstädter und sein Vater neben ihm ein Fremder. Er sah ihn an und es fiel ihm ein, dafs zwischen ihm und seinem Vater dem Provinzler, an dem heute all das Grofsstadtgetriebe vorbeizog doch ein unüberbrückbarer Raum klaffte.

Die Wagen fuhren langsam vorwärts. Unterwegs sagte er leichthin:

„Es war nicht nötig, jene Sachen zu erwähnen. Ich glaube, dafs Du gerade heute hättest Gelegenheit haben können, Dich zu überzeugen, dafs ich richtig gehandelt habe."

Der alte Hanuš machte eine heftige Bewegung und fuhr ihn unfreundlich an:

„Aller Ruhm und Ehre sind leeres Feldgras. Ich mache mir nichts aus fremden Talern."

„Und wenn ich Priester wäre, wäre auch diese Ehre nicht leeres Unkraut?" bestand Hanuš. „Ein Eheleben ist auch natürlicher, als das Leben eines Priesters."

„Wer viel wagt — da oben ist Einer, der seine Pläne umstürzen kann", meinte der Alte achselzuckend.

Hanuš blieb keine Zeit zur Antwort. Der Wagen hielt eben vor der Kirche und sie mufsten aussteigen. Er war aufgeregt und verliefs eilig den Vater. Er ging zum nächsten

Wagen, dem Otilchen entstieg. Zerstreut bot er ihr den Arm.

Mechanisch stieg er die Treppen empor und beschäftigte sich nur mit der Frage, warum ihm eigentlich an der Genugtung und an seines Vaters Anschaungen liege und warum er gerade diesen Tag, an dem er sich versöhnen wollte, so mit Bitternis erfüllt hatte.

Als er durch die Kirche zum Altar schritt, die Blicke der Zuschauer auf sich gerichtet fühlte, als er auf den Altarstufen stand und der Gottesdienst unter Orgeltönen begann, auch da summte es noch in seinem Kopfe von diesen Fragen und Zweifeln.

XI.

Jenda stand während des Gottesdienstes beiseite unter den Hochzeitsgästen. Auch hier in der Kirchenathmosphäre dachte er noch über Otilchens und Hanušs Ehe nach. Heute sah er Otilchen mit zärtlicherer Liebe an, heute empfand er sogar Kummer darüber, dafs sie sich trennten, ohne sich früher je brüderlich und schwesterlich nähergetreten zu sein.

Er bemühte sich auch, Hanuš freundlich zu beurteilen. Er konnte aber unmöglich blind dafür sein, dass auch Hanuš nach der Mitgift und materiellen Vorteilen strebte, die er durch die Ehe gewinnen sollte. Teilweise entschuldigte er ihn. Er sagte sich, dafs sich unter den

gegebenen Verhältnissen wohl kaum ein Mann gefunden hätte, der uneigennützig um Otilchens Hand angehalten hätte. Er erkannte, dafs es das Schicksal reicher Bräute wäre, mehr durch das Geld als durch persönliche Eigenschaften an sich zu locken. Wenn es nicht Hanuš gewesen wäre, wäre ein anderer an seine Stelle getreten, der tief unter seinem Niveau gestanden hätte.

Jenda sah, wie die Zeremonien sich mechanisch abspielten, wie die Gäste von einem Fufs auf den andern traten und ungeduldig das Ende abwarteten. — Er fühlte sich beengt. Wozu also all die äussere Feierlichkeit, wenn die Teilnehmer innerlich so wenig feierlich gestimmt waren und sich gelangweilt fühlten.

Der Priester beendete die Zeremonien und begann für das Glück der Neuvermählten zu beten. „Endlich fertig!“ dachte Jenda.

Die Hochzeitsgäste traten zusammen und es wurde lebhaft da oben im Kreise der Angehörigen. Man begann die Altartreppen hinabzusteigen. Unten sah Jenda plötzlich Frau Souček vor sich stehen. Sie war also auch zu Hanušs Hochzeit gekommen. Er zuckte zusammen. Es waren noch keine vier Wochen seit Kattinkas Tode.

Bei dieser Erinnerung tauchte noch eine andere Erinnerung in ihm auf. Er hatte Gewissensbisse, die er seit dem Ball, an dem er Blaženka getroffen hatte, häufig empfand. Seit jenem Abend hatte er zweimal mit ihr gesprochen: das erstemal zufällig, das anderemal mit Absicht. Es war ihm eingefallen, sie zu Kattinkas Krankenlager zu führen. Es war

zu Beginn des Frühjahrs. Und was ihm auf dem Ball so gar nicht gelingen wollte, seinem Verkehr mit Blaženka den Ton vertraulicher Freundschaft zu geben, gelang ihm später. Ihr Verkehr bewegte sich, dank Blaženkas natürlichem Takt, in den Grenzen der Freundschaft.

Hier, bei Hanušs Hochzeit drängte sich Jenda ein Vergleich zwischen Otilchen und Blaženka, zwischen Hanuš und ihm selbst auf. — Er empfand einen Stich im Herzen. Er wurde sich darüber klar, dafs er in Hanuš eigentlich sich selbst kritisierte, er sah, dafs auch er ein Mädchen auf dem Gewissen hatte.

Lebhaft stieg die Stimmung in ihm empor, die er bei Kattinkas Tode empfunden hatte. Die Fittiche der Vergangenheit rauschten um sein Haupt und liefsen Bild an Bild an ihm vorüberziehen. Und in jedem Bild trat auch Blaženka vor.

Leise und unbewufst flüsterte er ihren Namen und sah das kleine Mädchen auf dem Hausball, sah die Blaženka, die an seiner Seite Schlittschuh lief, die neben ihm einherschritt und weinte.

„Blaženka“ flüsterte er nochmals und sah dabei schon die heutige Blaženka, ein wenig erwachsener und ernster, ein Mädchen, wie er es sich selbst wünschte und wie er es lieben konnte.

Es trieb ihn plötzlich zu ihr hin, er wäre am liebsten aus der Kirche zu ihr gelaufen, um ihr zu sagen, wie sehr er an ihr gesündigt hatte und dafs er daran glaube, dafs er manches wieder gut machen könnte.

XII.

Von jenem Tage an hatte er keine Ruhe mehr. Immer wieder beschäftigte ihn der Gedanke an Blaženka. Er quälte sich mit Vorwürfen und ironisierte sich gelbst.

„Ich habe sehr vernünftig gehandelt, es läſst sich nicht leugnen. Ich habe von Seelenliebe geträumt, habe meinen Blick zu der neuen Frau, zu einem seelisch schönen und tiefen Wesen erhoben, aber das eine habe ich vergessen, daſs ich selbst befleckt bin und einer groſsen und reinen Frau gar nicht würdig wäre.

„Nur eines habe ich noch zu erfüllen, meine Pflicht gegen Blaženka." So war er dann gezwungen, von neuem über die Liebe nachzudenken und er war dem Gedanken sehr nahe, daſs er ohne kritische Erwägungen und stete Zweifel Blaženka so wie sie war mit ihren Vorzügen und Mängeln einfach lieben sollte.

Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, daſs er sie in Grunde immer so geliebt hatte und noch liebte.

Und eines Tages fand er sich in der Tat auf dem Wege zur Spielschule, an der Blaženka Lehrerin war. Er hatte sich mit der Absicht auf den Weg gemacht, Blaženka abzuwarten und ihr zu sagen, daſs er noch ein paar Jahre Studien vor sich habe, aber nicht in Ruhe leben könnte, wenn er nicht schon heute

wüfste, dafs sie ihn später für würdig halten würde, seine Frau zu werden.

Es war einer seiner Entschlüsse für das Leben. Kaum hatte er ihn gefafst, so erschien ihm seine Lösung dringend und notwendig, so dachte er nur noch an sie.

Lange mufste er vor dem Hause warten. Endlich öffnete sich die Tür und kleine, niedliche Kindergestalten traten vor. Es waren ärmlich gekleidete Kinder aus Arbeiterkreisen. Blaženka erschien in ihrer Mitte. Sie trug ein helles Jacket über den Arm und führte ein kleines Mädelchen mit blonden Zöpfchen an der Hand.

Sie begrüfste einige Frauen, die auf der Strafse ihre Kinder erwarteten und ging dann, ohne Jenda zu bemerken, mit den anderen Kindern die Strafse entlang.

Jenda wagte es nicht, näher zu treten. Ein wonniges Gefühl erfüllte ihn bei dem Anblick der kleinen Kinderschar, die Blaženka leitete.

Blaženka entfernte sich immer mehr und mehr und Jenda stand noch immer da, ohne sich ihr zu nähern. An der Strafsenecke entliefs sie die Kinder und sah ihnen nach, wie sie sich in den Strafsen verloren.

Jetzt erst trat Jenda auf sie zu. Er, der immer den Ton des Beschützers ihr gegenüber angeschlagen hatte, nahte ihr jetzt mit Furcht und Achtung.

Blaženka erschrak fast, als sie ihn bemerkte. Dann aber reichte sie ihm freundschaftlich die Hand. Jenda drückte sie und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie sagten mir einmal, wo Ihre Schule ist und da habe ich Sie aufgesucht. Ich freue mich, Sie mit der Kinderschar gesehen zu haben, es hat mich ergriffen, als ich Sie so sah.“

„Vielleicht würden Sie unsere Schule gerne sehen,“ sagte sie, denn sie konnte sich seinen Besuch nicht anders deuten. „Wollen Sie sich ansehen, womit sich die Kinder bei uns beschäftigen?“

„Sehr gerne, wenn Sie es mir zeigen wollen. Macht es Ihnen nur keine Mühe?“

Sie gingen also zurück.

„Heute habe ich den Kindern Theater vorgespielt,“ sagte sie, „Sie hätten die strahlenden Gesichter sehen sollen!“

Warm antwortete er ihr: „Sie tun gewiſs viel gutes. Die armen Kinder werden zuhause oft so sehr vernachlässigt.“

Unterdessen waren sie eingetreten.

„Hier ist das Feld meiner Tätigkeit,“ sagte sie einfach und zeigte Jenda das Klassenzimmer, öffnete die Schränke, legte ihm das Spielzeug vor und bewies so viel warme Liebe für ihre Beschäftigung, daſs sie kaum Zeit fand, Jenda anzusehen, der entzückt vor ihr stand und aus dessen Augen die helle Liebe strahlte!

XIII.

Bald verliefsen sie die Schule. Die Sonne warf ihnen vom Westen goldene Strahlen entgegen. Das farbige Laub auf den Bäumen erglänzte im Feuer der Abendsonne.

„Auch ich wollte Lehrer werden," sagte Jenda. „Jetzt studiere ich freilich Medizin, aber bevor ich mich dazu entschlofs, trug ich mich mit dem Gedanken Lehrer zu werden. Jetzt fühle ich mich zufrieden, aber ich habe traurige Zeiten hinter mir."

Blaženka sah ihn teilnahmsvoll an.

„Ich denke dabei nicht an meine Gefängniszeit, nein noch trauriger war für mich dieses letzte Jahr. Ich habe innerlich viel gekämpft, aber ich bin klarer geworden und gehe jetzt bewufst einem Ziele nach, einem Ziele, das dem Ihrigen ähnelt.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie einfach.

„Ich will als Arzt in Arbeiterkreisen wirken. Auch Ihre Tätigkeit wird verdienstvoller, weil sie den Armen gewidmet ist."

„Ja, mir tun die Kinder oft leid. Aber nicht so sehr, weil sie arm sind, sondern weil ich sehe, von wie wenig Liebe sie oft umgeben sind."

„Täte es Ihnen nicht leid, wenn Sie diese schöne Tätigkeit einmal aufgeben müfsten," fragte Jenda plötzlich.

Blaženka wurde rot. Lächelnd fragte sie:

„Wissen Sie denn schon...?"

Jenda schwieg und blickte sie an.

Verlegen fuhr sie fort: „Ich dachte, dafs Sie es schon wufsten, da Sie davon sprachen. Ich werde nämlich meinen Beruf aufgeben müssen, weil —“

„Müssen?“ fragte er.

„Ja. Ich hatte keine Gelegenheit es Ihnen zu sagen, weil wir uns seit dem Frühjahr nicht gesehen haben.“

Eine böse Ahnung bemächtigte sich seiner und mit Angst fragte er sie: „Warum?“

„Weil ich mich verlobt habe,“ sagte sie leise.

Die Worte fielen schwer auf Jendas Haupt nieder. Vor seinen Augen verdunkelte sich alles.

„Sie kennen meinen Bräutigam, ich habe ihn Ihnen auf der Sophieninsel vorgestellt, Herr Ladecký ist es.“

Nur von weitem vernahm er noch die Worte. Blaženka war verlobt, sie war nicht mehr seine Blaženka, die Gedanken, die Hoffnungen der letzten Tage waren vergebens.

Er blickte zu Boden.

„Das Leben ist ernst,“ sagte er.

Blaženka verstand die Veränderung seines Wesens nicht.

Bald trennten sie sich. Er drückte ihr die Hand. In diesen Händedruck legte er all sein Gefühl, seine Hoffnung, seine Liebe und seinen Jammer.

Er stand noch da, als Blaženka in der Strafsenbahn verschwunden war, für immer verschwunden war. Menschen gingen an ihm

vorbei, Wagen fuhren lärmend durch die Strassen, das Leben strömte an ihm vorüber. Er aber stand mit Tränen in den Augen einsam und verlassen.

XIV.

Tage und Wochen fand er sich nicht wieder. Seine Augen wurden traurig und sein Gesickt ernster. Er empfing den Schlag als gerechte Vergeltung des Lebens. Er sah eine höhere Fügung darin, die jede Sünde sühnt.

Die ersten Tage waren grausam. Erst jetzt, als es zu spät war, empfand er es tief, dafs er ein Stück Leben verloren hatte und dafs er Blaženka geliebt hatte.

Er starb dem Leben ab. Aber nicht für immer. Es war nur, damit er für das Leben neu, als reifer Mensch erwachte. Es waren die letzten Reste der Jugendlichkeit, die er in Blaženka begrub. In den Qualen, die er jetzt durchlebte, lernte er klarer sehen. Blaženkas Verlust erschien ihm notwendig, denn er, der einmal befleckte Mensch, hatte kein Recht mehr auf eine reine Frau.

Sobald er diesen Abschlufs als Notwendigkeit erkannte, erfüllte ihn eine Resignation, aus der ihm neue Lebenskraft flofs.

Nach und nach beruhigte er sich und es lagen ihm keine anderen Ziele mehr am Herzen, als die Erfüllung seiner künftigen Pflichten als Arzt.

So näherte er sich der Schwelle des Lebens, wo alles sich erfüllen sollte, wo eine innere Ruhe in ihn eintrat und er den Augenblick erwartete, wo auch er der Welt sein Wort sagen sollte.

Aber bevor er dahin gelangte, durchlebte er gewisse Ereignisse, die die Grundlage, von der er ausging, in ihm vertieften und die ihn dem endgiltigen Ziel noch näher brachten.

XV.

Es war etwa ein Jahr nach Hanušs Hochzeit. An einem Sonntag nachmittag im November zog durch die Heinrichsgasse ein Haufe nationaler Arbeiter. Vor der Redaktion des „Böhmischen Arbeiters“ hatte der Haufe soeben die Nationalhymne gesungen und zog zum Wenzelsplatz.

Mikyška eilte erregt dem Haufen voran. Er dachte: „Jeder kann es sehen und seine Freude daran haben, welch' dichte Reihen ich gegen die Sozialdemokratie aus der Erde gestampft habe, die ich der Nation geschafft habe, damit sie im entscheidenden Augenblick bei der Hand seien. Auch die Sozialdemokraten sollen es sehen, denn ihre Tage sind gezählt und es wird doch einmal der Augenblick kommen, wo es keine Sozialdemokratie mehr in Böhmen geben wird, wo die Regimenter des nationalen Heeres wachsen und die verirrten Söhne des Vaterlandes verschlingen werden.“

Die Vorübergehenden fragten, was es gebe. Hier und da wufsten Leute Bescheid und erklärten, dafs eine Protestversammlung gegen die Sozialdemokraten stattgefunden habe. Was für eine Protestversammlung, wufste man freilich nicht.

Unter dem Publikum, das den Vorgang verfolgte, befand sich auch Dr. Mrázek, der an der Ecke des Wenzelsplatzes mit jenen zwei Herren stand, die auf der Versammlung seinerzeit ein gemeinsames Vorgehen mit den Jungtschechen befürwortet hatten.

Dr. Mrázek meinte:

„Es ist wirklich keine schlechte Idee von Mikyška. Ich kann mich für die Sozialisten auch nicht erwärmen. Ihr Internationalismus stört einen." Sie gaben ihm recht.

Eine Weile lang blickten sie dem Zuge nach, dann sprach Dr. Mrázek weiter:

„Mikyška scheint die Sache zu gelingen. Wir wollen sehen, wie es weiter geht. Vielleicht könnten wir uns dann selbst an die Spitze der Bewegung stellen."

In diesen Gesprächen gingen sie den Weinbergen zu. Unterdessen erschienen Schutzleute und begannen die Menge zu zerstreuen. Die Leute blieben stehen und stellten sich selbst in die Reihen. Mikyška blickte mit begeistertem Lächeln um sich und eilte voran.

Der zum Teil zerstreute Haufe zog dann über den Wenzelsplatz zum Museum. Es blieb eigentlich nur noch ein ganz kleines Häuflein. Sie zogen zum Hôtel „Na košíku", an dessen Fenstern Mikyška erschien. Hier blieben sie stehen, schwenkten die Hüte, grüfsten Mikyška.

Die Schutzleute drangen in das Hôtel, Mikyška ging ihnen entgegen und erklärte, dafs er für Aufrechthaltung der Ordnung bürge. Auf seinen Wink zerstreuten sich seine Genossen, nur einige Führer traten in das Hôtel. Sie liefsen sich bei vollen Gläsern nieder.

XVI.

Dieser Demonstration wohnten auch Jenda und Hanuš bei. Sie gingen gerade über den Wenzelsplatz, dicht hinter Dr. Mrázek und seinen Genossen.

Jenda hatte einen schweren Lodenrock an und trug ein Buch unter dem Arm. Er lächelte matt. Er war im letzten Jahre kräftiger und ernster geworden. Ein Vollbart begann sein Gesicht zu umrahmen.

Er lächelte bei dem Gedanken, dafs dies der Rest des früheren sozialen Programms der Partei sei. Plötzlich sah er Dr. Mrázek und dessen Begleiter. „Ah — das ist bedeutungsvoll!" sagte er.

Er machte Hanuš auf die drei aufmerksam.

Hanuš zuckte die Achseln.

„Dir ist es freilich gleichgiltig," fuhr Jenda ruhig, aber ernst fort, „aber ich, der ich von Anfang an alles miterlebt habe, ich empfinde es doch peinlich. Es hat sich uns ja schliefslich doch noch um einen Inhalt, um eine Sache gehandelt, wenn wir auch unreif waren Aber

jetzt handelt es sich um gar nichts anderes mehr, als um das alte patriotische Gefasel."

„Was willst Du?" warf Hanuš ironisch ein. „Wenn die ganze Nation sich in Verfall und Auflösung befindet, dann mufs es doch folgerichtig auch Deinen Fortschrittlern so gehen."

„Die Nation in Verfall?"

Hanuš liefs durch ein Lächeln merken, dafs ihm die Frage nicht die Antwort lohnte. Erst nach einer Weile sagte er:

„Ich erwarte nichts mehr — gar nichts! Auch im Wettbewerb der Völker siegt der Stärkere und die Kraft ist längst dahin."

Jenda sah finster drein, dann sagte er:

„Du glaubst doch selbst an die Macht der Persönlichkeit, wenn nun so eine Persönlichkeit auftauchen würde, warum sollte nicht auch eine kleine Nation — —"

„Wie Du willst. Aber sieh Dir doch nur die Nation an, die Mikyška defiliert, und zähle ähnliche Erscheinungen dazu und wenn Du glauben kannst, so glaube und Dein Glaube wird Dich erlösen."

XVII.

Unterdessen safs Mikyška mit den Arbeitern im Restaurant. Sie tranken. Nach dem Mittagbrot gingen die Arbeiter auf eine Weile hinaus, zu der nahen Redaktion der „Národní Listy", dort riefen sie „Sláva" und kamen

zurück mit der Meldung, dafs sie ihre Sache gut verrichtet hatten.

Sie tranken noch ein Glas Bier und trennten sich dann. Mikyška reichte allen die Hand und ging dann in ein Café in die Wassergasse. Er war in angenehmer Stimmung und vollkommen zufrieden mit dem Erfolg des heutigen Tages.

Als er so in stolzem Bewufsstein vorwärts schritt, sah er im Geiste den Aufzug, die Demonstration, die siegreiche Verwirklichung seiner Idee. Es kam ihm vor, dafs er auf dem Gipfel seiner Tat gestanden hatte und er ahnte, dafs er eines Tages auch praktische Erfolge werde aufweisen können.

Seit Jahren sehnte er sich darnach, Redaktionsmitglied der „Národní Listy“ zu werden.

Eines Tages gestand er sich ein, dafs er das Doktordiplom nicht werde erreichen können — überdies sprach man ihn auch ohne das Diplom mit Herr Dr. an — da hatte er sich auf Grund dieser Erkenntnis gesagt, dafs seine Ziele auf anderem Gebiete lägen, als im Büffeln von Büchern und seit jener Zeit bemühte, er sich fieberhaft um ein gemeinsames Vorgehen mit der jungtschechischen Partei.

Heute nun schien es ihm, dafs er dem Ziel seiner Wünsche nahe war und dafs die letzte Erfüllung nicht mehr fern liegen könne.

XVIII.

In freudiger Stimmung trat er in das Akademische Café. Bei den Zeitschriften hielt er es nicht lange aus. Er trank seinen schwarzen Café und blätterte nervös ein paar illustrierte Zeitschriften durch. Dann steckte er die Hände in die Tasche und blickte durch das Fenster auf die Strafse, wo das Sonntagspublikum an den grofsen Fensterscheiben vorbeizog. Nachlässig sah er die Vorübergehenden an.

Vom Billard aus rief ihn ein dicker Herr an, der eben sein Queue mit Kreide bearbeitete:

„Wollen Sie nicht spielen, Herr Doktor?"

Mikyška winkte vornehm ab.

„Na, was macht denn die Politik? Was geht hinter den Kulissen vor?"

Mikyška zuckte mit den Schultern. Er rief den Kellner, bezahlte, zog den Paletot an und ging.

Auf der Strafse dachte er darüber nach, dafs die Jahre an ihm vorüberzogen und dafs er seiner Pläne wegen seine eigene Person vergessen habe.

Er blickte die promenierenden Ehepaare an. „Alle verheiraten sich. Ich wüfste gerne, ob es ein Glück oder eine Qual ist, so gefesselt zu sein. Ja, wenn man dabei Geld genug hat, so ist es gewifs eine Annehmlichkeit."

Ja, das hatte er immer ersehnt, sorglos zu leben und auch ein wenig Komfort zu geniefsen.

Die reichen Leute beneidete er nicht und wünschte auch den armen Geld. Nur einmal sollte auch für ihn etwas abfallen. „Gönne anderen und es wird dir gegönnt werden," das war der Sinn der sozialen Frage.

XIX.

Er schlenderte durch die Stadt und dachte nicht mehr an Politik, sondern an sein individuelles, persönliches Lebensschicksal. Er fand, dafs Einem an einem so unangenehmen nebligen Tag nichts anderes übrig bliebe, als von einem Café in das andere zu gehen. Dabei dachte er zurück an jene idyllischen Sonntage, die er in seiner Studentenzeit erlebt hatte, an die Konzerte im Nationalcafé, an die Zusammenkünfte in den Bierstuben, wo man Bockbier trank, und an die darauf folgenden interessanten — — Abenteuer . . . „Der Teufel hole es, man kann sich heute nicht mehr so erwärmen!"

Er wufste nicht, wohin er gehen solle. So ganz frei konnte er seine Entscheidungen auch nicht treffen. Dienstag war ultimo und heute früh hatte er schon beträchtlich über die Schnur gehauen. Unwillkürlich kehrten seine Gedanken zu Geldfragen zurück. Er sah einen geschlossenen, vornehmen Wagen durch die Strafse fahren, dachte an Dr. Kavka, an Hanuš, die beide so leicht zur vollen Schüssel gelangt waren.

Er wurde wieder froherz und entschlofs sich, auf die Sophieninsel zu gehen. Dort wollte er schon Bekannte treffen und es gab doch schliefslich nichts Amüsanteres, als sich mit einer hübschen, jungen Frau zu unterhalten. Und wenn es nicht so kommen sollte, so würde er eine Menge hübscher, verlockender Gesichter sehen und die alle gehörten noch ihm. Er lachte zwei fesche Dienstmädchen an, die ihm begegneten.

Am Wenzelsplatz trat er in einen Tabakladen; aber kaum begann er seine Zigarren zu wählen, als ein anderer Herr eintrat und leichthin bemerkte:

„Also Badeni ist gefallen!"

Mikyška behielt das Geld in der Hand, erstaunt blickte er sich nach dem Herren um.

„Wie? Badeni soll gefallen sein?"

„Ja, Gautsch soll das neue Ministerium bilden. Bei der ‚Bohemia' ist ein Telegramm ausgehängt."

Mikyška warf das Geld hin und trat schnell auf den Wenzelsplatz. Er lief geradezu.

Wenn er die zwei Namen einander gegenüber stellte: Badeni — Gautsch, so sah er klar, um was es sich handelte. Ein Gefühl der Sympathie und Antipathie schlofs gleichzeitig in ihm empor. Aber es war kein persönliches Gefühl, das ihn beherrschte, sondern ein mächtigerer Empfindungstrom. Ach ja, er verstand wohl. In der letzten Zeit, die ganzen zwei Jahre lang, seitdem Badeni am Ruder war, war das doch die Morgenröte einer slavischen Aera in Österreich; die Morgenröte verschwand, von neuem siegte fremde Herrschsucht.

Mikyška eilte auf den Graben. Wut und Haſs stieg in ihm auf.

Vor der Bohemia stand ein Haufen Menschen.

Jemand sagte: „Auch bei solchen Herren dauert die Seligkeit nicht lange.“ Mikyška sah den Mann verächtlich an. In seinen Augen konnte man die Frage lösen:

„Begreift Ihr denn nicht, daſs das unserem Volke gilt, daſs es die Seligkeit unseres Volkes ist, die da aufgehört hat?“

An diesem Tage gab er die Gedanken an sein eigenes Lebenslos auf. Hier riſs ihn etwas so Groſses und Ungewöhnliches mit fort, daſs er darin wie ein Sandkorn unterging. Da meldete sich halb unbewuſst der ganze Sinn seines Lebens, da wurde ihm klar, daſs seine Lebensfrage nicht darauf hinauslaufen konnte, ob er Fortschrittler oder Jungtscheche wäre, sondern einzig und allein, ob er genug Hass und Feindschaft für alles Deutsche empfände. Der Fall Badenis, die Erregung, die sich allen mitteilte, als sich die Nachricht durch Prag verbreitete, die Menschenmassen, die auf die Straſsen strömten, ihre Ansichten austauschten, die gedrückte Stimmung, die überall herrschte, riefen eine lodernde Leidenschaft in ihm hervor. Er dachte an die Unterdrückung der Tschechen in Nordböhmen, über die er eben noch gelesen hatte, dachte an die stürmischen Szenen im wiener Parlament, an die wahnsinnige Anstrengung der Deutschen, ihre Übermacht gegen die slavischen Elemente zu behaupten. Er dachte auch an Mommsens berüchtigten Ausspruch über die böhmischen Dickschädel.

Drohend lachte er auf und abends am Biertisch sprach er prophetisch über den Kelch, der einmal überströmen würde und müſste.

XX.

Am nächsten Morgen las er in den Zeitungen über den Fall Badenis und über die unter dem frischen Eindruck der Ereignisse in Saaz verübten Gewaltakte.

In der Kanzlei des Dr. Kavka waren diese Ereignisse der Gegenstand lebhafter Dispute. Schlag Mittag eilte Mikyška auf den Graben, denn in die Kanzlei war eben erst die Nachricht gelangt, daſs die deutschen Studenten in Wichs und reichsdeutschen Farben eine Demonstration veranstalteten, in der sie den Professor Pfersche feierten und ihm ein silbernes Messer als Symbol des blutigen Sieges über die Tschechen überreichten. Eben verlieſs er die Kanzlei, als einer der Schreiber eintrat und atemlos erzählte, daſs die Leute sich am Wenzelsplatz versammelten, von Revolution sprachen und daſs entschieden etwas losgehen werde.

Mikyška eilte auf die Straſse.

Auf der Ferdinandsstraſse traf er kleinere Ansammlungen. Er fragte mit den Augen, was vorgehe, ob denn nicht das Blut in ihnen schäume, ob es denn überhaupt möglich wäre, daſs unter solchen Umständen nichts geschehen sollte, daſs die Nation sich nicht endlich empörte.

Auf dem Wenzelsplatz sah er ganze Haufen. Er sagte sich, dafs sie alle mit demselben Gedanken hergekommen waren, wie er. Er sah, dafs sie sich gegenseitig anblickten mit der Frage, was denn geschehen solle, welche Antwort man auf Badenis Fall, auf Saaz, auf das provokative Benehmen der deutschen Studenten geben solle.

Mikyška ging durch die Menge. Aber plötzlich meldete sich der Hunger bei ihm und er eilte zum Mittagbrot. Das Restaurant, in dem er afs, war voll von Explosivstoff. An der Tür an einem langen Tisch safs ein Kreis von Menschen, die nur tranken. Der Kellner lief mit Bier umher und wechselte die Gläser. Es ging laut zu, die Gesichter waren alle rot vom Gespräch über die letzten Ereignisse.

Mikyška stürzte das Essen und das Bier herunter. Er sprach leidenschaftlich mit seinen Tischgenossen. Einigemal erhob er sich und liefs sich durch das Gespräch am Nebentisch mitfortreifsen. Als er zahlen sollte, erschien der Wirt mit einer Nachricht, die allgemeine Begeisterung hervorrief. Alle umringten den Wirt, der erzählte, was eben am Wenzelsplatz geschehen war. Ein deutscher Student sollte einen böhmischen Studenten verletzt haben. Das Publikum, jung und alt, Herren und Damen fielen über den deutschen Studenten her und schlugen ihn blutig. Er wäre vielleicht liegen geblieben, wenn ihn die Polizei nicht gerettet und in einer Droschke fortgefahren hätte.

Mikyška nahm seinen Paletot und eilte auf den Wenzelsplatz, auf den von allen Seiten

Menschen strömten. Er drängte sich durch die Menge und hatte das Gefühl, dafs hier überall ein unausgesprochenes Wort schwebte, dafs das Wort nur gesprochen zu werden brauchte — damit ihm alle nachdrängten und darnach handelten. Er ging hin und her, als ob er wartete, dafs jemand das Wort sprechen werde.

XXI.

In der Kanzlei arbeitete er zerstreut. Seine Gedanken waren auf den Strafsen, durch die jetzt die böhmischen Studenten zogen, als Antwort auf die morgendliche Strafsendemonstration der deutschen Studenten.

Nach den Amtsstunden war seine erste Sorge einige der führenden Männer der nationalen Arbeiterschaft zu sammeln und eine Versammlung für den nächsten Tag mit ihnen zu vereinbaren. Auch zu Dr. Mrázek lief er, traf ihn aber nicht an. Als er zum Wenzelsplatz kam, zog eine ungeheuere Menschenmasse zum Museum und sang Nationallieder. Er selbst blieb zurück, erfuhr aber bald, dafs die Menge zum Neuen deutschen Theater gekommen war und mit Steinen Kandelaber und Fenster eingeworfen hatte. Er lächelte.

Plötzlich befand er sich in einem Menschenhaufen, der vor berittener Polizei floh. „Die Aschanten kommen!“ ertönte es und alles lief davon. Aber der eine Haufen stiefs auf einen andern, der vor einer Truppe von Polizisten

zurückwich, die mit Säbeln auf die Menge einschlugen. Eine Panik entstand, die Menschen suchten Schutz in den Häusern. In Mikyška kochte das Blut, er wollte aufschreien, hielt aber den Schrei zurück. Neben ihm sank eine Dame unter den Schlägen eines Schutzmannes auf das Pflaster. Mikyška drängte sich selbst durch und gewann einen Haufen, der die Nationalhymne singend zum Museum zog. Er blickte sich noch um und sah, wie Schutzleute jemanden verhafteten.

Da ertönten militärische Signale und zwei Compagnieen Jäger stürzten auf die Menge beim Deutschen Theater. Mikyška ballte die Faust. Aber er sagte sich, dafs es nicht gut wäre, zu bleiben und trat in ein Restaurant.

XXII.

Am nächsten Morgen ging er zuerst in ein Café und las die Nachrichten über die gestrigen Demonstrationen und den Angriff der Polizei und des Militärs. Er bemerkte noch eine Anzeige, in der eine Studentenversammlung für Nachmittag in den Sälen der technischen Hochschule angezeigt wurde. Da stockte er. Er fragte sich, warum er selbst nicht auf dieselbe Weise eine Versammlung der nationalen Arbeiterschaft einberufen hatte. Und dieselbe Frage legte er sich auch später vor, als ihm Dr. Kavka über die Versammlung der Stadtverordneten erzählte.

„Übrigens, lieber Kollega, die Demonstrationen sollten entschieden irgendwie organisiert werden. Man sollte die Sache fest und sicher in die Hand nehmen."

Kavka trug sich nicht mehr mit dem Gedanken, die Führung der Fortschrittspartei in die Hand zu nehmen. Unterdessen war er in den Stadtrat gewählt worden, er hatte sogar Aussicht auf ein jungtschechisches Mandat, und diese Umstände liefsen ihn seine früheren Pläne vergessen. Er bemerkte auch zeitig, dafs die Fortschrittspartei immer mehr ins Nebelhafte zerflofs. Über die Demonstrationen sprach er jetzt sehr laut und begeistert: „Man kann doch sehen, dafs die alte Hussitenkraft noch im Volke steckt."

Mikyška antwortete, dafs auch er schon an eine Organisation gedacht habe und dafs etwas derartiges, seinem Empfinden nach, in der Luft liege. „Natürlich wird hinter den Kulissen d'rauf losgearbeitet."

Er selbst ging in der Mittagspause nach Hause und verhandelte sehr vertraulich mit dem Sohne seiner Wirtin, einem heifsblütigen, für ihn begeisterten Commis. Mikyška übergab ihm ein Verzeichnis und empfahl ihm, selbst eine Strafse zu übernehmen.

Dann eilte er wieder in die Kanzlei und sah von da gegen vier Uhr dem neuen Umzug der Studenten zu. Immer neue Menschen schlofsen sich an, der Zug wuchs mächtig.

Sein Atem stockte. Er dachte an die Omladina, an die damaligen Demonstrationen. Was war das damals gegen die heutige Erregung?

Später lief er nach den Weinbergen in jenes Restaurant, in dem die von ihm einberufene Versammlung der Vertrauensmänner stattfinden sollte. Am Wenzelsplatz rifs ihn auch diesmal die Menge mit, die zum Jungmanns-Denkmal und zum Nationaltheater eilte. Auf seinen Lippen schwebte die Frage: „Was bereitet sich da vor — welch grofser Tag bricht an?“ —

Mit Anstrengung rifs er sich los und ging eilig durch Nebenstrafsen den Weinbergen zu.

XXIII.

Er wufste noch nicht recht, was er in der Versammlung sagen sollte. Er wufste nur, dafs der entscheidende Tag gekommen war, jener Tag, nach dem er sich schon Jahre sehnte, jener Tag, an dem der böhmische Löwe wieder in seiner Heimat herrschen sollte. Und wenn auch vielleicht nicht gerade dieser Tag, so doch der Vorabend einer glücklicheren Zeit.

Er überdachte das, was er auf den Strafsen gesehen hatte, und kombinierte zugleich, was er in der Versammlung sagen solle. Freilich, es war ihm klar, was er wollte und welchen Erfolg die Versammlung haben sollte, aber es handelte sich ihm um die Form.

Als er durch die Charvátgasse ging, sah er einen Haufen Schuljungen. Plötzlich klirrten die Fenster des deutschen Mädchenlyceums und schon sah er die Jungen nach der Brennte-

gasse eilen. In seinem Kopfe wurde es wirr. Er eilte schneller vorwärts.

In der Gerstengasse sah er wieder Haufen, die gegen Prag zogen. Vom Wenzelsplatz tönte Lärm und Gesang. In den Weinbergen zogen Menschenmengen. Wohin er blickte, überall waren die Strafsen voll von singenden Menschen. Er ging zum Nationalhaus. In einer Seitengasse trat er in ein kleines Restaurant.

Nur drei Personen traf er an. Man sprach und wartete. Aber es kamen nicht mehr als zwanzig Personen. Sie safsen in einem geschlossenen Raum.

Mikyška sagte, dafs jetzt die Zeit gekommen sei, wo sich die Arbeiter für oder gegen das Vaterland entscheiden müfsten. Er sprach allerlei mehr begeistertes, als zusammenhängendes Zeug: „Freunde, Brüder, wir sollten uns zu einer grofszügigen Versammlung zusammentun. Ich werde jetzt in die Redaktionen gehen und durch die Zeitungen eine grofse Versammlung für Donnerstag einberufen. Aber wir müssen schon früher arbeiten und ich bin überzeugt, dafs wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen werden, wenn unsere Stunde geschlagen hat. Freunde, ich war eben Zeuge, wie die Fenster einer deutschen Schule durch einen Stein eingeworfen wurden. Ja, unsere Gegner sollen sich dessen bewufst werden, dafs sie nicht ungestraft unsere Häuser stürmen dürfen.“

Als nach einer Weile die Verammelten auf die Strafsen traten, hörten sie Trommelwirbel und heranziehende Truppen.

Mikyška eilte zur Stadt. An der Ecke der Havlíčekgasse traf er eine Menge, aus deren Mitte drohende Ausrufe ertönten. Er blieb stehen. Die Menge teilte sich in etliche Haufen und begann die Kaufmannsläden zu stürmen. Dann schloſs sie sich wieder und zog zur deutschen Mädchenschule, wo die Fenster eingeworfen wurden. Mikyška dachte begeistert: „Das ist wieder einmal unser Hussitenvolk!“ Als er plötzlich bemerkte, daſs die Polizei heranrückte, entschlüpfte er schnell auf den Wenzelsplatz. Dort sah er dicht beim Museum im Lichte der elektrischen Bogenlampen die Bajonette der Soldaten. Er traf auf dem Platze gerade in dem Augenblicke ein, als sich die Nachricht verbreitete, daſs in Saaz das „Böhmische Vereinshaus“ in Brand gesteckt wurde. Er sah, wie das Volk unter dem Eindruck dieser Nachricht einen Angriff auf den Palast des Baron Aehrenthal unternahm, von wo aus angeblich Steine auf das Volk geworfen worden waren.

Mikyška erhob die Hand. Er stieſs irgend einen Ausruf aus; als aber die Massen die Nationalhymne anstimmten, sang er mit. Vor dem heranziehenden Militär rettete er sich in die Heinrichsgasse.

XXIV.

Am nächsten Tag kam die Wirtin zu Mikyška in die Kanzlei, eine ältere Frau, die Witwe eines Gerichtskoncipisten. Mikyška zuckte

zusammen, er begriff, um was es sich handelte, er hatte es schon in den Abendblättern gelesen.

Sein Chef, Dr. Kavka, war ebenfalls zugegen. Mikyška erzählte ihm, daſs der Sohn seiner Wirtin nach den Zeitungsberichten verhaftet worden sei. „Ich weiſs nicht, wie ich heute abend werde empfangen werden.“

Dann erzählte der Kanzleidiener, daſs er in der Mittagspause Zeuge einer Szene in der Korngasse gewesen war, wo die Menge eine Deputation in das Haus gesandt hatte und dit Abschaffung der deutschen Firmatafel verlange hatte.

„Es ist überhaupt interessant, durch die Straſse zu gehen und die eingeworfenen Fenster zu zählen,“ meinte Dr. Kavka. „Vor einer Weile war man noch an ganzen Fensterscheiben vorangegangen und im Handumdrehen sind Löcher in den blanken Reihen.“

Dann zog er eine Zigarre aus der Tasche und zündete sie gemütlich an. Seine dicken Wangen glänzten vor Zufriedenheit.

Da trat Mikyškas Wirtin ein. Sie sah erschreckt und verweint aus. Mikyška legte gleich die Feder beiseite und trat ihr besorgt entgegen: „Was haben Sie denn, Frau Marek?“

„Herr Doktor, das haben Sie nur auf dem Gewissen, Sie haben ihn da hineingebracht.“

„Ich? . . .“ fragte Mikyška, als ob er nicht verstünde. „Das ist ja komisch, liebe Frau Marek.“

Dr. Kavka mischte sich in das Gespräch. „Das ist wohl die Frau, über die wir eben gesprochen haben. Ja, liebe Frau, wir haben über Sie gesprochen. Das wissen Sie doch, bei so

grofsen Ereignissen gilt der Grundsatz, einer für alle, alle für einen! Sie dürfen nicht so kleinmütig sein, im Gegenteil Sie müfsten es sich eher zur Ehre anrechnen. Sie müssen sich sagen, dafs das Schicksal nicht nur Ihren Sohn, sondern auch viele andere getroffen hat. Das mufs schon so sein. Junge Leute müssen Begeisterung haben und etwas für das Vaterland leisten. In Sparta haben die Mütter ihre Söhne selbst in die Schlacht geschickt und ihnen beim Abschied gesagt: ‚Entweder mit dem Schild, oder auf dem Schild!' Das heifst mit anderen Worten, die Mütter rieten ihren Söhnen, entschlossen für das Vaterland zu fallen."

„Das verstehe ich nicht," sagte die Frau beklommen. „Was soll ich jetzt ohne den Jungen beginnen? Warum hat er sich dreingemengt. So hat er sich nur um seinen Erwerb gebracht!"

„Na, so schlimm ist das nicht," tröstete sie der Rechtsanwalt, „ein paar Tage werden sie ihn dort behalten und dann schicken sie ihn wieder nach Hause. Ich werde selbst dafür sorgen, dafs ich ihn vor Gericht verteidige. Wenn ein jeder so späche, wie Sie, so würden wir nie etwas erreichen."

Und als die Wirtin gegangen war, sagte Dr. Kavka, dafs es allerdings für so eine Frau peinlich sein müsse, dafs es aber doch für das Vaterland geschehen wäre. „Übrigens bringt ein halbes Jahr einen jungen Menschen nicht um."

Die Bemerkung beruhigte Mikyška, den der Besuch unangenehm berührt hatte. Eine noch gröfsere Beruhigung empfand er, als er

später auf der Strafse sah, wie Schutzleute zwei Bäckergehilfen verhafteten und wie ein anderer Schutzmann, der gegen die Menge ankämpfte, irgend einem Passanten den Arm mit dem Säbel durchschlug. In Mikyška rief es nach Rache und er sagte sich, dafs in einem solchen Kampfe fürs Vaterland alles notwendig war und dafs es ohne Opfer nicht ging.

Eilig schritt er zum Wenzelsplatz. Er sah heranreitende Dragoner mit gezückten Säbeln. Ein böses Lächeln spielte um seinen Mund. Ihm wurde schwindlig. Es war ihm, als ob er auf der entgegengesetzten Seite ein ganzes Heer hervorzauberen müfste, bei dessen Anblick die Dragoner mit den blanken Säbeln verschwänden, als ob es sich jetzt entscheiden müsste, wer in Prag Herr bleiben solle.

Mit Hafs blickte er auf die Dragoner, die das Volk auseinandertrieben, mit Hafs zog er sich selbst zurück. Und mit siegesbewufster Begeisterung lief er zum altstädter Ring, als er erfuhr, dafs die Menge dort, sozusagen in Gegenwart des Militärs, eine Barrikade angezündet hatte, die eben erst aus Möbeln aufgebaut worden war.

Und als sich später die Nachricht verbreitete, dafs das Militär in Žižkov in das Volk schiefse, dafs in den Weinbergen eine Feuersbrunst entstanden war, die die erregte Menge angezündet hatte, da erglänzte sein Gesicht von leidenschaftlicher Glut. War das nicht der Beginn eines Aufstandes? Wer liefse sich jetzt noch zurückhalten?“

XXV.

An diesem Abend, an dem das Militär das Volk mit Schufswaffen auseinander trieb, ging Jenda mit Kačerovský durch die Ferdinandsstrasse.

Jenda blickte manchmal finster zu Boden. Plötzlich wandten sich beide um. Sie vernahmen das Wirbeln der Trommeln und warteten, bis das Militär vorbeigezogen war. Die Kaufleute schlofsen eiligst ihre Läden, die Leute liefen verwirrt umher. Die Trommel wirkte wie das Anzeichen einer nahenden Gefahr.

In der Ferdinandsgasse war es leer. Die Promenade die sonst belebt war, wirkte im grellen Lichte der Läden und Schaufenster beklemmend.

Schon von der Platteisecke aus sahen sie eine schwarze, unübersehbare Menschenmenge. Tausende Stimmen sangen ‚Kde domov můj?‘

„Nein, dahin wollen wir nicht gehen,“ sagte Kačerovský.

Sie kehrten um und gingen die Brenntegasse hinauf. Vor der Rettungsstation blieben sie stehen. „Ich will eine Weile bleiben,“ sagte Jenda, „vielleicht gibt es viel Arbeit.“

Sie reichten einander die Hand, Kačerovský ging dem Karlsplatz zu. Er ging in Gedanken. Er fragte sich, woher die selbstsichere Wut dieser Menschen komme und welch schlimmes Ende sie finden würde. „Ist

es ein natürlicher Ausbruch oder eine durch Fanatisierung künstlich geschürte Wut?"

An der Ecke des Karlsplatzes sah er einen noch bartlosen jungen Menschen, der mit dem Stock die Fenster eines Ladens einwarf.

„Was machen Sie da?" fragte er heftig. Aber es kam eine Gruppe fünfzehnjähriger Jungen herbei und der erste Junge rief:

„Das ist ein Sozialdemokrat, ein Geheimer ... haut ihn!"

Kačerovský schob den Jungen mit aller Kraft zurück und schritt rasch über den Karlsplatz. Mit Mühe fing er die Brille auf, die ihm durch den Stoſs herabgeglitten war.

Aufgeregt schritt er zu den Weinbergen. Er wollte durch die Korngasse, aber er befürchtete, nur schwerlich vorwärts zu kommen, denn aus jener Richtung war wilder Lärm zu vernehmen. Er ging also zur Gerstengasse und hoffte da besser vorwärts zu kommen.

Zu seiner Überraschung traf er da Soumar. Sie stieſsen an einer Strassenecke gegen einander. Soumar wollte eilig vorbeikommen, aber Kačerovský blieb stehen und redete ihn an. Soumar sah krank aus und war äuſserst mager. Die Augen blickten krankhaft aus einem fahlen Gesicht.

Bei Kačerovkýs Ansprache blieb er stehen. Schweigend blickten sie sich eine Weile an. Soumars Blick war unfreundlich und wirsch.

„Sie hier? . . . so allein?" fragte schieſslich Kačerovský.

Soumar lächelte, brummte etwas, machte kehrt und ging.

Kačerovský lief ihm nach.

„Wie erklären Sie sich — —?“

„Freuen Sie sich,“ platzte Soumar höhnisch heraus. „Heute gehen also doch die geheimen Wünsche so mancher Leute in Erfüllung. Was wollen Sie von mir? Wollen Sie wissen, ob auch ich mich über die eingeworfenen Fensterscheiben freue? Oder was wollen Sie?“

„Nichts will ich,“ entgegnete Kačerovský bestürzt.

Beide schwiegen. In ihrem Inneren blieb eine Menge unausgesprochener Gedanken. Kačerovský begriff Soumars Erregung. Er bedachte die letzten Ereignisse und fragte sich, ob sie nicht das Ergebnis jenes Delirium, wären, das Soumar früher geschürt und daandere nachgeahmt hatten. Er wollte ihn fragen, warum er durch Seitengassen schleiche, warum er nicht unter der erregten Menge wäre, dort, wo geschossen wurde. Nein, Kačerovský freute sich nicht über den Pöbel, aber Soumar wohl. Oder vielleicht auch er nicht mehr?

Soumar blickte ihn finster an; er ahnte den Gang seiner Gedanken. Ein verachtungsvoller Hass stieg in ihm auf. Mit erzwungenem, häßlichem Lachen sagte er:

„Sprechen Sie sich nur aus. Ich weiss, was Sie auf dem Herzen haben, was Sie von mir wollen!“

„Nichts will ich,“ sagte Kačerovský selbstbewusst, „aber vielleicht meldet sich Ihr eigenes Gewissen. Vielleicht entsinnen Sie sich eines gewissen Gedankens, Ihrer Pläne, zu deren Verwirklichung Ihnen dieses Delirium dienen sollte . . . übrigens, wozu diese Erinnerungen?

Soumars Gesicht verzerrte sich, in seinen Augen leuchtete der Hafs auf: „Mag sein, aber es ist ein eigen Ding um das Delirium. Gehen Sie unter diese Massen und fordern Sie sie auf, ihren Zerstörungstrieb einzudämmen, versuchen Sie es, sie auf vernünftige, liebevolle Bahnen zu leiten und Sie werden an dem ersten Laternenpfahl aufgehängt werden. Es ist so albern und so roh, was diese Leute treiben und doch könnte sie niemand zurückhalten."

Krankhaft lachte er auf und ging seines Weges.

Kačerovský blickte ihm verwirrt nach. In Gedanken schritt er dann zu den Weinbergen. Soumars Lachen klang ihm in den Ohren; einigemal blickte er sich noch um. Erst am Bojiště kam er wieder zur Besinnung. Das wilde Toben der Menge tönte aus der Sokolgasse zu ihm herüber. Der Pöbel hatte aus einem gestürmten Laden zwei Fässer Branntwein auf die Strafse gerollt und liefs den Inhalt auf das Pflaster fliefsen.

XXVI.

Jenda hielt sich über eine Stunde auf der Rettungsstation auf und half einen verwundeten Kellner verbinden, dem drei Finger der rechten Hand abgeschlagen worden waren. Dann kam eine Arbeiterin an die Reihe, der ein Stein an den Kopf geflogen war.

Dann zog er den Winterrock an und trat wieder auf die Strafse. Er ging nicht nachhause, eine gewisse erfolglos unterdrückte Unruhe trieb ihn unter das Volk.

Als er eben ging, brachte man einen Mann, dem ein Geschofs durch das Bein gedrungen war, zur Unfallstation. Man sprach über eine grofse Anzahl Verwundeter und Toter, die Lage wurde als äufserst bedenklich geschildert. Er trat in gedrückter Stimmung auf die Strafse.

In diesen Tagen lebte er überhaupt in grofser Aufregung. Es war ihm nicht wohl zu Mute. Die Strafsenrevolten legten ihm die Frage vor, ob er auch in der Praxis eine Überzeugung verteidigen würde, für die er theoretisch einträte.

Der Fall Badenis hatte ihn nicht sehr erregt. Er hatte schon lange einen ähnlichen Umschwung des politischen Lebens erwartet. Auch verlor er im Laufe des letzten Jahres fast alles Interesse für die Politik. Er war so sehr mit seinen medizinischen Studien beschäftigt, so sehr von seinen Plänen für das künftige Leben erfüllt, dafs er mit gleichgiltiger Resignation auf das blickte, was in Wien und in Böhmen über Politik geschrieben wurde. Er überflog zwar in den Zeitungen alle Nachrichten über die politische Situation, las die günstigen und ungünstigen Nachrichten, aber er sah kein wahres nationales Leben mehr in der Politik, wenigstens in so einer nicht, wie sie meistens augefafst wurde und wie sie auch ihn und die Partei mitgerissen hatte.

So blieb er auch Sonntags, wo die ersten Nachrichten aus Wien nach Prag gelangt wa-

ren, völlig ruhig. Nur ein klein wenig Bitterkeit empfand er bei dem Gedanken, da ihm die gutmütigen Hoffnungen vorschwebten, mit denen die Nationen seit zwei Jahren nach Wien geblickt hatte. Badeni hatte diese Hoffnungen geweckt; mit seinem Falle gingen auch die guten Hoffnungen unter. Er widmete den Ereignissen nicht viel Aufmerksamkeit, wurde aber nach und nach durch seine Umgebung mitgerissen. Sein Vater, ein eifriger Jungtscheche, hiefs die schroffsten Ausschreitungen recht.

Jenda aber sah diesen Eifer und Fanatismus nur mit Verachtung an und sprach höchstens über den mangelnden Takt, mit dem die Gegner ihren Sieg so geräuschvoll feierten.

Als aber die Nachrichten aus Saaz eintrafen, als er erfuhr, wie die Polizei mit den schärfsten Mitteln gegen die Demonstranten vorging, wie sie die ersten Regungen des Volkes mit Macht unterdrückte, als er überall Zeuge der heftigsten, leidenschaftlichen Gespräche wurde, da erwachte in ihm etwas, was ihn zum Volke zurücklockte. Krampfhaft bemühte er sich auf seinem festen Standpunkt zu beharren und seine Ruhe zu behalten. Aber nur für eine kurze Spanne Zeit verlor er sich selbst. Nur am Dienstag, als er den Umzug der Studenten und die unübersehbare Menge Menschen sah, die sich auf ihr Recht beriefen, nur für diesen Augenblick vergafs er sich. Sobald die ersten Angriffe auf das Privateigentum unternommen wurden, erfüllte ihn das Gefühl der Unfreiheit und Beklemmung. Er stockte und fragte sich, ob dies eine richtige Antwort

war. Und er kehrte schnell zu seinem früheren, festen Standpunkt zurück.

Je gröfsere und drohendere Ausdehnung die Demonstrationen annahmen, je gröfser die Anzahl der zerschellten Fenster und Firmentafeln war, desto gröfsere Niedergeschlagenheit erfüllte ihn.

Zu Hause sah er die Erregung seines Vaters. Er sah auf der Strafse gebildete Herren und Damen, die mit Begeisterung auf die leeren Fensterrahmen blickten, er sah auch Kinder, die mit Steinen in der Hand herumliefen, er sah die allgemeine Trunkenheit und er dachte an jene Epoche seines Lebens zurück, in der er ebenso begeistert gelächelt hätte, wo er in der Verwirrung, in der Trunkenheit vielleicht sogar ein Zeichen patriotischer Ideale gesehen hätte, einen Schritt zur nationalen Selbständigkeit.

Heute konnte er das nicht mehr — nein, wahrlich die Zeit der Blindheit war für ihn vorüber.

XXVII.

In ähnlichen Gedanken ging er durch die Strafsen.

Auf der Rettungsstation drang die allgemeine Aufregung auf ihn ein. Es kamen Verwundete und noch mehr Verwundete wurden herbeigetragen, es wurden Einzelheiten über die Strafsenszenen erzählt. Die Angriffe der Polizei, des Militärs und des Volkes wurden

mit einer Leidenschaftlichkeit besprochen, die von draufsen hereindrang und Verwundete und Ärzte in höchste Anspannung versetzte. Aber niemand dachte hier mehr an Badenis Fall, an die deutschen Studenten, oder an die Gewaltakte, die an den Tschechen in Nordböhmen verübt worden waren; es war nur noch eine leidenschaftliche, gedankenlose Trunkenheit, die, einmal erwacht, immer mehr wuchs.

Jenda hatte ursprünglich die Absicht, von der Rettungsstation auf dem kürzesten Wege nach Hause zu gehen, aber die Atmosphäre, in der er eben eine Stunde lang geweilt hatte, erweckte in ihm die Lust, auf eine Weile unter die Menge zu gehen.

Er drängte sich durch die Ferdinandsstrasse zu den Massen durch, die sich zwischen den Bajonetten am Graben und auf dem Wenzelsplatz wälzten. Das Volk sang Nationallieder.

Jenda erfüllte das Gefühl der Angst und des Mitleids mit diesen Menschen. „Wozu der Gesang?... weshalb der Jubel? Wem sollte dies in dieser Winternacht gelten? Sollte der Gesang etwa zum Himmel dringen und den lieben Gott um Hilfe anrufen? Sollten die Gegner sehen und hören?“

Und er beeilte sich, den Platz zu verlassen. Das aufgewühlte Volk, das hier seine Begeisterung ins Leere verfliegen liefs, tat ihm leid.

Mit Anstrengung gewann er einen freieren Platz. Nun eilte er, wie früher Kačerovský, durch Nebenstrafsen zu den Weinbergen.

Aber das Gefühl der Bitterkeit verliefs ihn nicht. Er sah immer nur offene, singende

Münder, die erregten, finsteren oder strahlenden Gesichter, all das Gemisch des Volkes, in dessen Mitte er eben noch gestanden hatte. Es war ihm, als ob ihn etwas zwang, die Augen zu schliefsen und irgendwohin zu fliehen, wo er nichts zu sehen und zu hören brauchte. Er bemühte sich, das Gefühl der Empörung gegen die Gegner in sich wachzurufen, aber vergebens: immer wieder sah er die offenen, singenden Münder, immer wieder sah er diese Massen, hörte er den Gesang, die schreiende Gassenjungenbegeisterung.

Er blickte zu Boden.

Das war also die Nation, für die er einst so warme, begeisterte Gefühle gehegt hatte. Er stellte sich die Nation, das Volk so vor, wie er es sich wünschte, wie er es herbeisehnte. Noch schwebte ihm kein klares Bild jenes Volkes vor. Es war dies ein Volk mit ganz anderem Inhalt, mit einem Sinn des Lebens, ein Volk, das in nichts jenem Haufen glich, der vor den Fenstern sang und sich mit Beschädigung fremden Eigentums betäubte. Er gedachte des Volkes, wie es einstmals war, als es für die heiligsten Güter der Menschheit, für irdische Brüderlichkeit und das jenseitige Leben stritt und Christi Lehre verteidigte. Und bei dem Vergleich des Vergangenen und Gegenwärtigen erzitterte er und wandte sich mit Abscheu ab.

Zorn und Angst schnürten ihm das Herz zu. Er blieb stehen. Bitter blickte er nach der Richtung, von der wilder Lärm ertönte. „Das... das ist also unsere Wiedergeburt. Haben denn

solche Stürme einen Sinn, wenn nicht für heilige Güter gekämpft wird?"

„Das Volk soll den Menschen in jedem Einzelwesen achten," sagte er sich.

„Den Menschen?" wiederholte er. Es klang so ironisch. Bis hierher tönte der Lärm aus den entfernten Stadtvierteln, er sah im Geiste das tolle Treiben, die demolierten Läden, die zerschlagenen Fenster, die Steine, die in menschliche Wohnungen geworfen wurden, Bajonette, Pistolenschüsse und das Blut der Verwundeten.

In den ersten Morgenstunden des nächsten Tages begann in den Strafsen dieselbe Bewegung, wie Tags zuvor. Menschenmassen zogen mit weifsroten Abzeichen auf und ab. Trommelwirbel tönten durch Prag.

Jenda blickte finster durch das Fenster. Die Mehrzahl der Geschäfte war, so weit er sah, geschlossen, das Pflaster war voll von Papier, Stroh und Warenresten, die aus den geplünderten Läden auf die Strafsen geschafft worden waren.

Es war ihm nicht nur angst und bange zu Mute, die Wut bemächtigte sich seiner. „Was anderes war zu erwarten, als ein neuer Ausnahmszustand, die Beschränkung aller Freiheiten. Sah denn dies das verwirrte, blinde Volk nicht?"

Später ging er in die Stadt. Er sah Firmenmaler, die deutsche Firmentafeln mit dunkler Farbe überstrichen. Er traf eine Soldatenpatrouille, die zwei Grünschnäbel führte und dahinter eine Gruppe Schutzleute, in deren Mitte ein alter Mann einherschritt. Das Volk

staute sich hinter den Soldaten und versuchte den Zug bei jedem öffentlichen Gebäude aufzuhalten. Die Soldaten forderten die Menge auf, sich zu zerstreuen.

Jenda wollte zur Rettungsstation und wandte sich zur Ferdinandsstrafse. Er war aber noch nicht zur Strafsenecke gelangt, als er Zeuge einer aufregenden Szene wurde. Einige Schritte vor ihm erschienen drei Männer mit langen, eisenbeschlagenen Stäben, mit denen sie die grofsen Fensterscheiben eines Ladens einschlugen. Die Menschen sahen verblüfft zu, das Personal lief auf die Strafse, aber die drei Männer waren in der Menge schon verschwunden.

Sie hinterliefsen einen Schrecken in der Gegend. Die Nachbarn beeilten sich ihre Läden zu schliefsen, man hörte eiserne Jalousien fallen und Markisen, die eingezogen wurden.

Da fafste jemand Jenda unter dem Arm und plauderte in familiärem Ton.

„Haben Sie es gesehen? Ist das nicht entzückend?"

Jenda zuckte zusammen. An seiner Seite schritt Mikyška und Otokar in einem Dandypaletot und Glacéhandschuhen.

„Ganz wundervoll!" erklärte Otokar. „Für so eine Vorstellung müfste man entschieden Entrée zahlen. Kinder, kommt nur weiter, damit uns nichts entgeht."

Mikyška unterbrach ihn begeistert: „Hrubý, heute feiern selbst persönliche Gegner einen feierlichen Versöhnungstag. Deshalb werden Sie wohl nichts dagegen haben, dafs wir Sie angesprochen haben. Wiederum ist der Augenblick eingetreten, wo die ganze Nation einig

ist, wo es keinen inneren Streit und keine Parteien gibt. Sieht unser Prag nicht feierlich aus? Ist es nicht erhebend?"

Jenda blickte Mikyška scharf an. Die in ihm angehäufte Beklemmung, alle Bitternis und aller Zorn verwandelte sich beim Anblick der beiden in Hafs. Er konnte sich nicht beherrschen. In seinen Augen loderte es auf. Verächtlich sagte er:

„Ekelerregend wirkt es."

Mikyška stockte. Er traute seinen Ohren nicht. „Was ... was? Ihnen schäumt also nicht das Blut bei den Gewaltakten gegen unser Volk? Sie glauben also, dafs wir auf Tolstojsche Art die zweite Backe hätten hinhalten sollen? War es nicht himmelschreiend? Ist die entfesselte Wut des Volkes nicht die richtige Antwort? So eine praktische Abschrekkungstheorie wird sehr wohltuend wirken."

Jenda lächelte verächtlich. Eine Weile schwieg er, als ob er sich besinnen wollte, ob er überhaupt noch antworten solle. Dann sagte er ernst:

„Auch ich war erregt und habe mancherlei Eindrücke empfangen. Aber ich habe mich gefragt, ob auch ich fähig wäre, einen Stein zu werfen. Und da ich dessen nicht fähig wäre, so kann ich mich auch nicht freuen, wenn es andere tun. In einem Hause wurden die Fenster mit Steinen eingeworfen und hinter einem Fenster lag eine Frau in den Wehen. Vielleicht waren Sie es, der jenen Stein geworfen hat. Aber wozu rede ich. Ich werde Sie wohl kaum überzeugen können."

Dann kehrte er sich um und ging.

„Ein aufgeblasener Narr," stieſs Otokar hervor.

XXVIII.

Am selben Tage schritt Soumar sehr aufgeregt durch sein kleines Zimmer, durch jenes Zimmer, das er vor Jahren bewohnt hatte und in das er jetzt zu Bartoš zurückgezogen war.

Frau Bartoš bereitete in der Nebenstube das Mittagbrot. Auf dem Ofen stand ein groſses, mit Seifenwasser gefülltes, dampfendes Gefäſs. Vom Ofen aus schrie sie einem sechsjährigen Mädchen zu, es solle Teller auf den Tisch bringen. Es schlug eben zwölf, als sie zu Soumar ins Zimmer trat.

„Sie werden sehen," sagte sie ärgerlich, „daſs Karl noch in ein Gemenge kommt."

Soumar blickte zerstreut auf. Er antwortete nicht und schritt wieder durch das Zimmer.

Nach einer Weile kam Bartoš, aus der nahen Fabrik, zum Mittagbrot. Er warf den Hut weg, zog einen kurzen, schmutzigen Winterrock aus und seine Frau teilte die Kartoffelsuppe auf die Teller.

Bartoš klopfte an Soumars Tür. „Na, die schlagen sich noch herum," sagte er und kratzte sich in seinem lockigen Haar. „Eine verrückte Bande! Wo ist Karl?" er blickte sich um.

„Eben habe ich es gesagt," antwortete die Frau.

Da öffnete sich die Tür und herein trat ein langgewachsener, blasser Junge von achtzehn Jahren, mit einer Trikolore im Knopfloch des abgetragenen Paletots.

Man setzte sich. Bartoš schlürfte wortlos die Suppe. Als aber Soumar eintrat, begann er ein Gespräch. Soumar setzte sich nachdenklich beiseite und blickte ins Leere.

„Karl ist also zurückgekommen,“ sagte er plötzlich.

„Stimmt,“ sagte der achtzehnjährige Junge. „Und er kann Euch etwas zeigen.“ Dabei zog er seinen Rock aus, schob das Hemd hoch und wies auf eine blau gewordene Geschwulst. „Das haben sie mir mit dem Kolben versetzt.“

Bartoš erhob sich drohend: „Wie?“ fuhr es heraus.

„Na, ich meine, dafs ich das mit dem Kolben abgekriegt habe.“ Alle umgaben den Jungen. —

„Du Narr,“ rief Bartoš, „willst Du Dir für andere die Finger verbrennen? Ich habe es Dir schon gesagt! Aber, meinetwegen ... lafs Du Dich nur ruhig einsperren.“

Frau Bartoš rang die Hände: „Mein Gott, er will durchaus seine Existenz gefährden. Haben wir uns deshalb geschunden, um Dir die Fabrikarbeit zu ersparen?“

Soumar lachte scharf.

„Ja wohl,“ fuhr Frau Bartoš fort, „Du willst es dahin bringen, wo ... Was hatte denn Herr Soumar davon, dafs man ihn eingesperrt hat? Hat er jemandem damit geholfen?“

„Wenn alle so sprächen, so würde gar nichts geschehen.“

Soumar lachte wieder scharf auf.

„Hörst Du es?“ fragte Bartoš. Einmal wirst auch Du so lachen. Anderen helfen willst Du? Helfen andere Dir? Uns unterdrücken helfen sie. Wir dürfen nicht nach Recht rufen. Für sich selbst rufen die Bürgerlichen nach Freiheit. Und Du läſst Dich betören. Geh und laſs Dich nur einsperren!“

Soumar lachte von neuem und trat in sein Zimmer.

XXIX.

Nach einer Weile trat er wieder ein, als er bemerkte, daſs Bartoš sich zum Ausgange in die Fabrik rüstete.

„Wenn Sie denken, daſs Sie die Brüderlichkeit zwischen den Menschen erleben werden, so wünsche ich Ihnen, daſs Sie sich die Zeit nicht lange werden lassen,“ sagte er dumpf.

Nach diesen Worten ging er in sein Zimmer zurück. Bartoš blickte ihm nach und schüttelte den Kopf. Dann zog er schnell seine blaue Bluse an, band sein Halstuch um und ging.

Nach einer Weile öffnete Soumar wieder die Tür. Er hatte den Paletot an und den Hut in der Hand. Zu Frau Bartoš sagte er:

„Wenn Sie den Wunsch hegen sollten, daſs Karl ein Herr werde, so soll er es meinetwegen gerne werden. Nur sollen Sie es nicht erleben, daſs er dann nichts mehr von Ihnen wissen will. Ich kenne auch so einen Herrn —“

Seine Augen blickten verwirrt. Man sah ihm die Eile an. Aber er war gleichzeitig un-

entschlossen und zögernd. Er brummte etwas, kehrte nochmals in sein Zimmer zurück, ging eine Weile auf und ab und kam wieder herein.

Mit Anstrengung stieſs er die Worte hervor:

„Ich habe etwas Wichtiges vor, erwarten Sie mich nicht zum Abendbrot.“

„Schon gut,“ sagte sie unfreundlich und wusch ihr Geschirr beim Ofen. „Ich habe gewuſst, daſs Sie es nicht aushalten werden, ohne dabei zu sein.“

Soumar blickte sie fest an, er lächelte, fast wie aus Mitleid. Auf eine Weile setzte er sich zum Ofen und barg den Kopf in seine Hände. Dann erhob er sich heftig und sagte Adieu.

Frau Bartoš lief ihm sofort bis auf die Straſse nach. Dort stand eine Gruppe von Frauen an der Schwelle eines Grünkramladens. Durch die Straſse zog eine militärische Wache, man konnte in die Hauptstraſse sehen, durch die eine Compagnie Infanterie zog.

Die Weiber erzählten von der Plünderung eines nahen Ladens und übertrieben mit schlecht verhehlter Genugtunng. Frau Bartoš hörte zu, sah aber zugleich Soumar gespannt nach.

Bald verlieſs sie die Gruppe der Weiber. Aber kaum war sie in das Haus getreten, als ihr Jenda auf der Treppe begegnete.

Sie sah ihn an. „Mein Gott, Herr Soumar ist eben erst gegangen.“

Jenda stockte. Er dachte nach, ob er bleiben oder gleich wieder gehen sollte. Frau Bartoš erzählte unterdessen, daſs er eben erst ge-

gangen war, dafs er eben um die Ecke gebogen war. Aber, freilich, wo sollte man heute einen Menschen auf den Strafsen suchen? Und dann hatte Soumar, wie er sagte, etwas Wichtiges vor.

„Etwas Wichtiges?“

„Es läfst ihm eben doch keine Ruhe. Sie wissen es ja selbst.“ Sie begann zu erzählen, dafs Soumar täglich wunderlicher werde, dafs er ihr und ihrem Mann heute so wunderliche Dinge gesagt habe und dafs ihr Mann auch schon den Kopf über ihm zu schütteln beginne.

Jenda nickte. „Ich weifs . . . ich weifs. Bei ihm ist das die innere Unruhe und Hoffnungslosigkeit.“

Er blieb doch noch eine Weile. Er warf den Hut ab, setzte sich an den Tisch auf eine Holzbank und setzte das Gespräch mit Frau Bartoš fort, die sich unterdessen wieder mit ihrer Wäsche beschäftigte. Er sprach über die Unruhen und fragte sie, was man in ihrem Viertel sprach.

Frau Bartoš erzählte und eiferte gegen ihren Sohn, der sich die Finger verbrennen würde . .

Jenda gab ihr recht. Er dachte an gewisse grofse Maulpatrioten, sagte sich, dafs sich diese Herren nur die Hände reiben, in schönen Wohnungen leben, sich gut nähren, auf allen Seiten für ihre Taschen sorgen, für ihre Kinder Geld zusammentragen und dabei einen Fluch aussprechen über die Armen und Niedrigen, die nicht alles zu opfern bereit sind.

„Bartoš hat recht, dafs er nicht mittut. Die Herren schonen ihre Hände, aber die Ar-

beiter sollen Gefahr laufen und die Arbeit der Herren mit Steinwürfen besorgen."

Als er nach einer Weile ging, dachte er darüber nach, was wohl Soumar zu besorgen hatte. Aber diese Gedanken schwanden schnell. Er grübelte über jenen Patriotismus nach, über den er eben gesprochen hatte.

Er stieg eben den Žižkover Berg empor und ging zu den Weinbergen. Unter sich sah er die Fabrikschornsteine. „Wer von uns" so fragte er sich „vertieft sich in jenes Leben dort unten bei Kesseln und Schornsteinen. Wer meint es denn ehrlich mit seiner Hilfe, wer wäre bereit, sich in die Reihen der unterdrückten abgearbeiteten Menschen zu stellen. Das fühlen diese Menschen wohl und wissen, dafs sie ihre Brüder eher unter den Arbeitern finden, die jenseits der Landesgrenze arbeiten, in gleichen Fabriken und Werkstätten, als unter den nationalen Führern. Und mit jenen, in gleichen Verhältnissen arbeitenden Menschen erwarten sie das Heil . . . die Zukunft. Ich verstehe sie. Gott gebe, dafs ihr Glaube einmal in Erfüllung gehe."

XXX.

Während Jenda aus Žižkov zurückkehrte, ging Soumar bereits aufs Geratewohl durch Prag, stiefs lärmende Menschen und Soldaten an, die die Strafsen räumten. Er war abgehetzt, als ob er einem Ziele nachliefe, das er nicht erreichen konnte.

Gegen vier Uhr war er in den Weinbergen. Er trat in ein modernes, elegantes Haus, in dessen zweitem Stockwerk Hanuš wohnte. Das Dienstmädchen öffnete ihm. Aber offenbar schien ihr sein schäbiges Aussehen, sein gelbes, krankhaftes Gesicht verdächtig, denn sie erschrak und schlofs die Tür halb.

Soumar fragte nach Hanuš. Das Mädchen sagte ihm, dafs der gnädige Herr nicht zuhause wäre. Soumar starrte sie, ohne Verständnis, an und wiederholte seine Frage. Aber das Mädchen wartete nicht länger und schlofs ihm die Tür eiligst vor der Nase zu. Er rief noch: „Sagen Sie, dafs Soumar — —." Den Rest verschluckte er, brummte und stieg die Treppe hinunter.

Im Parterre blieb er stehen und blieb eine Weile in Gedanken auf der Stelle. Dann trat er aus dem Hause. Eine Weile später kam er zurück, zog ein Stück zerknittertes Papier und einen Bleistift aus der Tasche und schrieb einige Worte. Dann stieg er wieder hinauf.

Wieder klingelte er. Dasselbe Mädchen öffnete ihm. Neben ihr stand im Vorzimmer, an der Schwelle eines Zimmers, Otilchen, in einer weichen Haustoilette und sprach, wie es schien, über den sonderbaren Besuch und war neugierig, wer zum zweitenmale klingelte. Das Mädchen öffnete nicht gleich, sondern sah durch das Guckloch und verlangte vom Besucher seinen Namen. Soumar gab seinen Namen an. Otilchen nickte dem Mädchen zu, zu öffnen.

Soumar trat ein. Er war sehr verwirrt, als er Otilchen sah, trat zurück und reichte dem Dienstmädchen einen Zettel.

„Entschuldigen Sie," sagte Otilchen mit lächelnder, liebenswürdiger Miene, „wir wufsten nicht, wer da kam. Mein Mann ist nicht zu Hause und an solchen Tagen ist man sehr besorgt."

Soumar blickte verwirrt, unruhig um sich. In fieberhafter Aufregung hielt er ein Stück Papier in der Hand. Das Dienstmädchen entfernte sich unterdessen.

„Ich hätte Sie schwerlich erkannt," sprach Otilchen freundlich. „Treten Sie, bitte, näher." Sie wies gegen das Zimmer, aus dem eine wohlige Wärme ihnen entgegenstrahlte. Soumar sah einen Tisch unter einem Kronleuchter.

Er tat ein paar Schritte vorwärts und trat auf einen schweren Teppich, der die Schritte dämpfte und wieder brummte er ein paar Worte und übegab Otilchen den Zettel.

„Ich wollte nur mit ihm sprechen . . . aber wenn er nicht zu Hause ist, so lasse ich ihm dies zurück." So viel verstand Otilchen aus seinen zerhackten, dumpf gesprochenen Worten. —

Er drehte sich um, stolperte auch ein wenig und wankte mit einem Lächeln, das seine Lippen verzog, in das Vorzimmer. Er suchte den Ausgang. Otilchen eilte ihm nach. „Was ist Ihnen geschehen?" fragte sie. „Warum wollen Sie nicht bleiben? Ich würde Sie gerne bei uns sehen, kommen Sie also, wenn mein Mann zu Hause ist. In einer Stunde treffen Sie ihn gewifs."

Soumar brummte etwas, fand den Ausgang und stürzte hinaus.

Otilchen stand eine Weile bestürzt im Vorzimmer, dann sah sie auf den Zettel. Aber es war schon zu dunkel und sie konnte nicht lesen, was Soumar geschrieben hatte. Dieser merkwürdige Mensch! Was wollte er nur?

In Gedanken trat sie in das Zimmer, ging ans Fenster und las auf dem Zettel folgende Worte:

„Du bist nicht der elendste Mensch. Alle Menschen sind wie Du. — Soumar.“

Sie las nochmals, starr hielt sie den Zettel vor den Augen, sah auf die hingeworfenen Worte und fragte sich, was dies alles bedeuten sollte. Wie sonderbar doch der Mensch ausgesehen hatte!

Ungeduldig wartete sie auf Hanuš. Aber als es klingelte, vernahm sie das Weinen ihres kleinen Jungen, so dafs sie in das Schlafzimmer mufste. Hanuš trat geradeaus in sein Arbeitszimmer; das Dienstmädchen folgte ihm und zündete die Lampe auf dem grofsen Barockschreibtisch an.

Hanuš hängte den Winterrock auf das Kleiderregal, setzte sich an den Tisch und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Dann erinnerte er sich, dafs er Kaffee trinken sollte. Er trat in das Speisezimmer. Da kam Otilchen hinter ihm herein.

„Eben wird des Standrecht verkündet,“ warf er leicht hin. „Es wird Ruhe eintreten, vielleicht auch ein gehöriger Katzenjammer nach so einer Trunkenheit. Glückliche Menschen das, die sich so zu betäuben verstehen und die keine Angst haben vor dem delirium tremens, das dem folgen wird.“

Otilchen hörte seine Worte an. Ihre Augen waren begierig, gespannt auf sein Gesicht gerichtet. Er hatte kaum geendet, als sie sagte:

„Es war jemand da, der Dich gesucht hat“

Hanuš blickte fragend auf.

„Und dieses hat er für Dich zurückgelassen,“ sagte sie und sah ihn noch durchdringender, forschender an, als zuvor.

Hanuš nahm das Papier und las: „Du bist nicht der elendste Mensch. Alle Menschen sind wie Du. Soumar.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht, er runzelte die Stirn. Ein wenig erbleichte er auch..

„Ein Narr!“ stiefs er hervor.

„Was bedeutet dies?“ fragte Otilchen, die ihn noch immer starr anblickte.

„Was kann die Rede eines Narren bedeuten?“

„Er erhob sich und schritt durch das Zimmer.

Otilchen folgte ihm mit den Blicken. Sie spielte nervös mit den Spitzen ihrer Toilette. Ihr Blick war verdächtigend, durchdringend.

„Oh, nein! Gewifs wirst Du mir das nicht einreden können. Die Worte bedeuten etwas. Ich kann Dir nicht sagen, wie der Mensch ausgesehen hat. Er hat mir leid getan.“

Hanuš blieb stehen und blickte sie an.

„Was habt Ihr miteinander?“ bestand sie auf ihrer Frage.

„Miteinander?“ wiederholte Hanuš mit Betonung. „Ich habe nichts mit ihm ... gar nichts. Offenbar ist bei ihm jenes Delirium bereits eingetreten, anders weifs ich mir seinen Wahn gar nicht zu erklären. Hat er nur das Stück-

chen Papier gebracht? Ganz einfach, wie einer, der eine kurze Antwort auf eine Anfrage abzugeben hat?... Das ist wirklich schon Wahnsinn!" fügte er mit wütendem Lachen hinzu.

Otilchen erklärte, wie es zugegangen war. „Vielleicht kommt er noch und es wird sich alles aufklären. Aber die Überzeugung kannst Du mir nicht nehmen, dafs dahinter etwas steckt. ‚Du bist nicht der elendste Mensch.' Warum überhaupt diese Worte?"

„Der Narr... und ich will Frieden haben," rief Hanuš unfreundlich. Aber gleich darauf verfiel er in Gedanken, während ihn Otilchen, mit einer offenen Frage in den Augen, anblickte.

XXXI.

Kaum hatte Soumar das Haus verlassen, in dem Hanuš wohnte, kam es in Prag und in den Weinbergen zur Verkündigung des Standrechtes. Er kam gerade vorbei, als in der Palackýstrafse eine Compagnie Militär in Begleitung eines Polizeibeamten Halt machte. Die Trommel ertönte, worauf der Polizeibeamte die Proklamation vorlas:

„Seine Excellenz, der Herr Minister des Innern verfügte im Einverständnis mit dem k. und k. Justizministerium auf Grund des § 430. des Strafgesetzbuches das Standrecht."

Soumar stand eine Weile versteinert da, er zog eine Fratze, dann drängte er sich mit Gewalt aus der Menge. Er weckte die Auf-

merksamkeit zweier Schutzleute, von denen ihn einer aufforderte, auf dem Trottoir zu gehen. Im ersten Augenblick wufste er nicht, wohin er sich wenden sollte. Er ging finster mit gesenktem Kopf. Einigemal wurde er von den Soldaten ermahnt. Ein Dragoner, den er stier anblickte, versetzte ihm mit dem flachen Säbel einen Schlag in den Rücken. Seitdem ging er bedächtiger und bemühte sich, zum weinberger Parke durchzudringen. Ein von Soldaten gebildeter Kordon wies ihn zurück. Dann fand er sich in der Jungmannsgasse wieder, durch die ein Leichenzug zog. Er gesellte sich dem Zuge bei und gelangte so auf die Olschaner Chaussée und als es dunkel geworden war, in die Felder oberhalb der Vorstadtgärten.

Da ging er lange den Feldweg entlang, neben einem Zaun. Zwei, drei Stunden ging er hier in der Einsamkeit herum und in diesen Stunden war es, als ob das ganze menschliche Leben vor seinen kranken Augen vorüberzöge. In seinem Innern zeichnete sich das Leben und die Welt... da drinnen, in ihm, war alles gelöst, nur in verschiedenen Färbungen erneuerte es sich noch, noch einmal, zum letztenmal. In diesen wechselnden Färbungen erschien die Gestalt der menschlichen Gesellschaft, ihre erzwungene Ordnung in gefertigter Form. Seit seiner Kindheit, seit jener primitiven Anschauung, wo alles so war und nicht anders sein konnte, als es ihm, dem Sohne einer armen Wäscherin, erschien, hatte sich manche seiner Anschauungen geändert, er war von einem Extrem in das andere geworfen wor-

den, bis er die Nichtigkeit seiner Bestrebungen eingesehen hatte und zu seiner letzten gefestigten Anschauung, der Verachtung, gelangt war. Nichts hatte sich durch seine und der anderen Menschen Kämpfe geändert, nach dem Kampfe sah alles so aus wie früher. Es gab Arme und Reiche, Könige und Soldaten, den Papst auf dem heiligen Thron, Bischöfe in der Mitra mit silbernen Krücken, Bettler in Fetzen und gottesfürchtige Gläubige. Er lachte bei dem Gedanken an das bunte, tolle Spiel des Lebens.

Er kam auf eine freie Stelle, die einen freien Ausblick auf Prag gewährt. Ein gelber Schein stieg von den mit elektrischen Lampen und Gaslaternen erleuchteten Strafsen zum Himmel empor. Sein Kopf sank herab, er blickte ganz zu Boden. Wieder blickte er auf und sah hinunter auf die Stadt. Er lachte auf. Ja, dort unten war alles genau so, dort lebten alle erbärmlichen Menschen. Dort wird Christi menschliche Liebe gepredigt, dort wird christliche Demut und Armut gepredigt. Dort sind die kirchlichen Fürsten, dort leben die Kardinäle und Bischöfe, die von Kammerdienern auf prunkvolle Lager gebettet werden.

Soumar wandte sich ab und lief den Feldweg weiter. Aber in seinem Kopf blieb ein häfsliches Bild. Er sah im Geiste nicht nur jene Lehre von Christi Wort von dem Kameele, das eher durch ein Nadelöhr kommt, als ein Reicher ins Himmelreich. Er sah auch die Lehrer seines Vaterlandes, die Opfer für das Vaterland verlangten und das Volk selbst aussaugten.

„Lüge — nichts als Lüge," zischte er unter dem Drucke der auf ihn einstürmenden Gedanken.

Von neuem lief er in die Felder.

XXXII.

Er ging hier mit einer bestimmten Absicht herum. Schon seit langer Zeit trug er diesen Plan mit sich herum. Er war ihm am Ende die einzige mögliche Lösung der Wirrnis. Er glaubte an nichts mehr. Er wufste nur, dafs der Mensch ein elendes Geschöpf ist und dafs er sich von seiner Not nicht befreien werde. Es war alles so einfach und klar: der Mensch könnte ein gerades, natürliches Wesen sein, er könnte so sein... aber der Mensch will nicht. Dieser Schlufs schien Soumar unstürzbar. Es war die Wahrheit, die er erkannt hatte. Der Mensch stürzt sich, wie er glaubte, immer tiefer in die Verstümmelung seines eigenen natürlichen Wesens, denkt immer neue Lügen aus, um die Wahrheit des Lebens zu besiegen und alle Fragen unendlich komplizierter und verkehrter zu gestalten.

Er lachte höhnisch. Schon seit langem lachte er über seine früheren Träume, in denen er die Ungerechtigkeit aus der Welt schaffen wollte. Er fühlte nur noch manchmal den fieberhaften Wunsch, das goldene Kalb zu zerschmettern... aber auch über diesen Wunsch begann er zu lachen und gelangte so dahin, wo er jetzt war.

In der Tasche seines alten Paletots trug er einen geladenen Revolver. Schon so oft hatte er ihn während dieses Abends hervorgezogen und blickte seinen festen kleinen Griff an. Aber eine Weile gönnte er sich noch und schob den Revolver wieder in die Tasche. Die Hand, in der er ihn gehalten hatte, erzitterte krampfhaft.

Er blickte zum Himmel empor. Es fiel ihm ein: „Am Anfang war das Wort und Gott war das Wort!“ Wer hat das gesagt, wer hat das ausgedacht? Wie dumm! Der mit Verstand beglückte irdische Mensch prüft die Pläne des Weltalls!

Er hob seinen Kopf drohend empor:

„Wenn Du bist ... Du dort oben, wenn Du auf uns herabblickst, so lache von ganzem Herzen. Ich würde bestimmt lachen, wenn ich Du wäre. Aber Du bist nicht. Denn wenn Du wärest, müfstest Du sehen, dafs es entweder nichts so niedriges und erbärmliches geben darf, oder ...“

Wieder senkte er den Kopf. Mit weitaufgerissenen, verwirrten Augen blickte er vor sich zu Boden. Er fiel tief hinunter ... irgendwohin, er floh vor irgend etwas ... für immer — er floh auch vor jener Stadt, über der ein Flammenmeer schwebte, vor der Erde, auf der er, wie gebannt, feststand, vor dem Himmel, an dem zwischen Sternen Wolken dahinjagten. Vor seinen Gedanken floh er ... vor den Erinnerungen an gewisse kostbare Dinge und Menschen auf Erden, vor der Erinnerung an seine Mutter und Kattinka.

Plötzlich blickte er zum Himmel empor, als ob sie dort, in weiten Fernen, erscheinen sollten. Von seinem Gesicht verschwand das böse Lächeln und schliefslicl. erglänzte in seinen Zügen eine weiche Empfindung. Lange blickte er zum Himmel. Etwas zwang ihn, sich fester an sich selbst zu klammern und ihnen nachzublicken. — Es schien ihm, dafs sie beide hierher zu ihm gekommen waren, um ihn bei seinem letzten Wege aus dieser Welt zu begleiten. — — Vielleicht brachten sie ihm auch ein Willkommen entgegen. Vielleicht war wahrhaftig seine Mutter mit dem alten, sorgenvollen Gesicht vom pouchover Friedhof gekommen. Einen herben Ausbruch des Jammers verbarg er in den Worten, mit denen er ihr beichtete, wie weit er gekommen war und warum er jetzt vom Leben Abschied nehme.

„Ich mufs ... was soll ich hier noch? —"

Auch nach Kattinka blickte er lange zum Himmel. Er suchte ihre lichte Gestalt und hätte ihr sagen mögen, dafs auch sie nicht von dieser Welt gewesen war und dafs es besser war, dafs auch sie von dieser Welt Abschied genommen hatte. Da tauchte der Gedanke an Hanuš in ihm auf und ein böser Zug huschte über sein Gesicht.

„Du bist nicht der elendste Mensch," brummte er. „Auch andere sind erbärmlich, alle, alle sind sie so!"

Er befand sich bereits dicht am olšaner Friedhof. Plötzlich erschrak er. Er hörte Pferdegetrappel. Er warf sich auf die feuchte, kalte

Erde nieder. Wie eine Wolke flog über die Landstrafse ein Häuflein Dragoner. Dann erhob er sich wieder, tat einige Schritte und blickte in das tiefe Dunkel.

Er stand inmitten des Feldes, aufgeschreckt aus den dunklen Gedanken und verzweifelten Stimmungen. Seine Augen stumpften sich ab, er blickte in die Finsternis, als ob er einen bestimmten Punkt suchte. Aber nirgends gab es einen festen Punkt, ziellos starrte er, in tiefer Vergessenheit, in zunehmender Lethargie. Und wiederum war es ihm, als ob er das Getrappel der zurückkehrenden Pferde vernähme. Irgend etwas durchfuhr ihn fieberhaft, schnell zog er den Revolver, seine Finger erzitterten und verwirrten sich — — nur wenige Sekunden — —

Von neuem irrte er in den Feldern.

Plötzlich blickte er seinen kleinen Revolver fest an. Er blickte in das Rohr, lachte auf und nickte. Er blickte sich um. Wo — wo sollte er seinem Leben ein Ende machen? Er erhob die Hand, in seinem Kopfe brauste eine Flut von Gedanken und durch all diese Gedanken drang das klare Bewufsstein, dafs alles, alles . . . sich auflösen, verschwimmen wird.

Er fühlte die kalte Waffe an der Schläfe. Dann ertönte ein schwacher Schufs durch die Luft und sein Körper fiel zu Boden.

*

XXXIII.

Jenda erfuhr erst am nächsten Tage aus den Abendblättern, was mit Soumar geschehen war. Dann sah er die Leiche im pathologischen Institut. Vom Institut eilte er nach Žižkov zur Familie Bartoš, von da aus zu Hanuš.

Er vergaſs fast die letzten Ereignisse und doch war er wiederum gezwungen, an sie zu denken, denn der Tod hing mit all dem zusammen und es war, wie er glaubte, nicht ohne Bedeutung, daſs Soumar gerade jetzt seinem Leben ein Ende gesetzt hatte.

Freilich, der Tod selbst erregte ihn sehr. Er sollte auf der Klinik für innere Krankheiten und im Krankenhause den gröſsern Teil des Nachmittags zubringen, aber sein Kopf war so voll von Gedanken, daſs er seine übliche Pflicht vergaſs. Als er über Soumars Leiche im pathologischen Institut stand, legte er sich die Frage vor, ob er es nicht hätte ahnen, abwenden, verhindern können. Gestern und vorgestern war Soumar noch ein lebendes Wesen und heute? Kummer erfaſste ihn, unzählige Erinnerungen drängten sich ihm auf. Manche gemeinsam verlebte Stunde verband sie und er konnte die Hoffnungslosigkeit seines Freundes verstehen. Er bedauerte diese Hoffnungslosigkeit, fühlte Mitleid mit dem Freund, betrauerte das verlorene Leben, das, wie er glaubte, wert war, gelebt zu werden.

Es schien ihm, dafs er die Gründe verstand, die Soumar zwangen, diesen Schritt zu tun. Er konnte sich in ihn hineindenken, die Stimmung in sich hervorrufen, die zum Selbstmord führte. Auch er konnte das Leben überblicken und all die Verkehrtheit sehen, in der die Menschen leben, er konnte auch sich selbst skeptisch betrachten und die Wellenlinie sehen, die er bis heute durchlaufen hatte. Wie viele Eindrücke hatte er doch empfangen, wie oft war auch ihm das Leben bedeutungslos, langweilig erschienen als ein blofses Totschlagen der kurzen Zeit, die dem Menschen auf Erden vergönnt war, als ein Betäuben seiner selbst, als ein stetes Suchen neuer Eindrücke und Abwechslungen. Wie schwer hatte er jenen inneren Halt gefunden, auf den er sich jetzt stützte.

Wie merkwürdig war doch das Leben! Soumar hatte niemanden gefunden, der ihn gestützt. Ihm mufste das Leben wie eine Eintagsexistenz vorkommen, zu der ein höheres Wesen den Menschen in die Welt gesetzt hatte und ihm sagte: Nun sieh zu, dafs Du Dich amüsierst.

Und der Mensch amüsierst sich d'rauf los. Oft gähnt er während des Amüsements, oft zwingt er sich dazu, sich zu unterhalten, aber oft stockt er auch mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen und fragt sich: Ist das ... das Leben? Und wieder amüsiert, betäubt er sich — — bis er eines Tages abgeht.

Auch er hatte sich in vergangenen Zeiten unzähligemal an dem Kopf gefafst — — und über des Lebens Geheimnis gebrütet. Aber

nirgends hatte er eine Lösung gefunden, bis... bis er sie in sich selbst, in einer glaubensseligen Stimmung an die Zukunft gefunden hatte.

Änliche Situationen, wie Soumar, hatte Jenda oft durchlebt, oft genug hatte er einen Strich durch seine Vergangenheit gemacht. Und er blieb am Leben. Alljährlich klammert sich der Mensch an den Frühling, der immer mit neuen Knospen, Vogelsang und grünem Rasen wiederkehrt, auf den man sich lagern kann. Dann blickt man zum Himmel, atmet Jasmindüfte... atmet tief. Ja, es gibt Augenblicke, wo man gerne tief atmend geniefst, die grünende Natur überblickt und mit Befriedigung erkennt, dafs das Leben doch schön ist.

Dann erfafst man eine Aufgabe, die sich zur tiefen, bedeutungsvollen, notwendigen Lebensaufgabe gestaltet; man erfafst sie, betäubt sich, beräuchert sich selbst mit wunderlichem Räucherwerk, um ja nicht weit zu sehen und sich die Frage abzuwehren, warum man eigentlich auf der Welt in kurzer Zeitspanne lebe und was man schliefslich wolle. Und doch ist man da und hat nicht die Kraft, nicht hier zu sein, sich zu befreien.

Er konnte begreifen, dafs nicht nur diese Gedanken, sondern auch alles andere einen Menschen zu dem Wege treiben kann, den Soumar gewählt hatte. Hanuš hatte ihm einmal einen Fall erzählt, vor dem er die Augen geschlossen hatte, weil es ihm schrecklich dünkte, das zu hören, wovon er trotzdem wufste, dafs es wahr war. Es heiratete einer, gründete eine Familie und hatte drei Kinder: zwei Jungen und ein Mädchen. Aber die Frau

starb im Irrenhaus, einer der Jungen blieb seit seiner Kindheit blödsinnig, das Mädchen hatte die Fallsucht und nur der dritte Junge erwuchs normal zur Freude des Vaters. Er studierte, lernte gut. Des Vaters Freude dauerte nicht lange. Auch das dritte Kind erwies sich als abnormal, es wurde zum Dieb. In der Sekunda begann der Junge zu stehlen, Bücher, Bleistifte, was sich ihm bot.

Tolle, wunderliche, krause Einfälle zogen beim Anblick des toten Freudes durch Jendas Kopf.

Er begriff Soumars Tod, aber er hiefs ihn nicht gut. Er selbst war oft einer solchen Tat nahe gewesen, heute aber konnte er die Berechtigung zu solcher Tat nicht mehr einsehen.

Mit diesen Gedanken ging er zu Hanuš, nachdem er vorher bei der Familie Bartoš gewesen war, die sich nur mit der traurigen Tatsache beschäftigte und für seine Gedanken wenig Verständnis hatte.

Er klingelte an Hanušs Tür, wufste aber selbst nicht, warum er hierhergegangen war.

Man öffnete ihm, er trat ein, fand aber nur Otilchen im Schlafzimmer bei ihrem Kinde. Er setzte sich und fragte: „Weifs Hanuš schon?"

Otilchen nickte. Sie übergab das unruhige Kind der Amme und ging mit Jenda in das Nebenzimmer.

„Ich würde Dir gerne etwas sagen," flüsterte sie.

„Was hat er gesagt?" fragte Jenda nachdenklich.

Auch Otilchen sah nachdenklich und ernst aus. Sie war überhaupt nicht mehr so frisch, elastisch und gedankenlos und siegesbewufst, wie als Mädchen. Ein Schatten verdunkelte ihre Züge, sie sah müde aus. Jenda merkte an ihrem Gesichtsausdruck, dafs sie nicht in glücklicher Stimmung war und dafs im Haushalt irgend etwas Unangenehmes geschehen war. Er kannte bei ihr die Zeichen verschiedener Stimmungen und im letzten Jahre hatte er gelernt, in ihrem Gesicht zu lesen, wann ihre Ehe ruhig und glücklich, wann unruhig und zerfahren war.

„Was hat er gesagt?“ wiederholte Jenda und stützte seinen Kopf in die Hand. „Und was hast Du gesagt?“

„Es ist traurig,“ antwortete Otilchen. „Und dann . . . er war gestern noch hier gewesen.“

Jenda zuckte zusammen, seine Augen wurden gröfser. Otilchen wartete seine weiteren Fragen nicht ab und erzählte ihm, was geschehen war. „Warum hat er nur die Worte geschrieben? Was hat er damit sagen wollen? Peter sagt, dafs er ein Narr war — —“

Beide schwiegen. Bis Jenda mit den Schultern zuckte und sagte: „Das wird durch die Obduktion der Leiche festgestellt werden. Aber warum hat er das geschrieben? Ja, warum? — Ich möchte ein wenig raten, aber — —“

„Ich weifs, was Du meinst,“ erwiderte sie, „aber besser, Du sprichst nicht darüber! Wir hatten schon genug Streit deswegen. Es ist schliefslich für mich erledigt. Und heute . . . ganz besonders heute kann man mit Peter nicht sprechen.“

Jenda versank in Nachdenken. Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Er glaubte wohl begreifen zu können, was Soumar sagen wollte. Freilich . . eine derartige Botschaft auf einem Stück Papier . . . es ist möglich, dafs ihn da schon geistige Unachtung beherrschte, „Alle Menschen sind elend.“ Est ist klar, dafs ihm die Welt zum Ekel geworden war. Überdies war dies ja immer seine Tonart gewesen. Es war offenbar zur fixen Idee bei ihm geworden . . . Ja, ich kann ihn begreifen . . .“

Er rifs sich aus den Gedanken. Zu Otilchen sagte er:

„Auffallend ist es, dafs er sich gerade in diesen stürmischen Tagen zum Selbstmord entschlofs. Das ist merkwürdig und hat gewifs seine Bedeutung.“

„Glaubst Du?“ fragte sie lebhaft.

Sie erhob sich, ging durch das Zimmer und blieb beim Fenster stehen.

„Ich freue mich, dafs Du gekommen bist. Man weifs oft selbst nicht, wie einem plötzlich wohler wird. Aber etwas hat doch zwischen ihnen stattgefunden.“

Jenda zuckte mit den Achseln. „Vielleicht hat soweit nichts stattgefunden . . . vielleicht ist es nur . . . die eine Sache.“

Otilchen nickte und wurde wieder nachdenklich.

XXXIV.

Als Jenda gegangen war, safs sie betrübt da. Auch ihr trat ein klein wenig in matten Zügen der Sinn des Lebens vor die Augen. Sie wufste sich der Zeit zu erinnern, in der Soumar als Lehrer zu ihnen ins Haus kam, als jene Abende stattfanden, an denen er — wie sie wufste — den Hauptanteil nahm. Sie wufste sich der Zeiten zu erinnern, in denen Jenda mit neuen Gedanken nach Hause kam und voll war von Plänen und glühender Begeisterung für das Leben, wo alles im Hause seine Begeisterung widerspiegelte. Zwar hatten sie sich nicht alle von Jendas Begeisterung mitreifsen lassen, aber seine Gedanken und Pläne waren der Gegenstand stets neuer Diskussionen, riefen bei Vater ein gutmütiges Lächeln, bei Mutter bangende Besorgnis hervor. Es hatte Zeiten gegeben, wo alles hell, schön und freundlich war, wo sie selbst im gewissen Sinne Anteil an den Ereignissen genommen hatte.

Aber alles ging vorüber, über Jendas Gesicht breitete sich der Ausdruck der Nachdenklichkeit, des Lebensernstes und auch für sie waren die glücklichen schönen Zeiten geschwunden.

Ja, auch für sie. Sie nickte mit dem Kopf, über dem die Schwingen der Bangigkeit leise rauschten. Sie nickte mit dem Kopf und erblickte im Geiste ihn, Soumar, wie er ihr gestern erschienen war, vielleicht — kurz vor seinem

Tode. Sie seufzte. Dann dachte sie an Hanuš. „Kattinka — das war es also, was sie zusammen auszufechten hatten.“

Und von Hanuš kam sie zu ihrem Kinde, zu ihrem kleinen Jungen. Sie dachte darüber nach, was das Kind im Leben erwartete, wie es aufwachsen würde. Sie dachte darüber nach, wie auch das Kind einmal eine Lebensbahn ergreifen und welche Wege es dann gehen werde.

Während sie diese Gedanken beschäftigten kam Hanuš zurück. Sie war zur Mitteilsamkeit gestimmt, hätte sich dicht zu ihm setzen und eine vertrauliche Stunde erleben mögen.

Aber Hanuš war kurz angebunden und unfreundlich. Otilchen machte einigemal den Anlauf zu einer Unterredung, aber er war verschlossen und ging in sein Arbeitszimmer.

„Mit Dir kann man wahrhaftig nicht mehr reden!“ rief sie ihm erregt nach.

Sie blieb beim Fenster stehen und blickte auf die Strafse. Es war ihr sehr traurig zu Mute. Sie fühlte sich verlassen und erniedrigt in ihrer Ehe, sie fühlte, dafs sie niemanden hatte, dem sie aus vollem Herzen das sagen könnte, was in ihr vorging. Sie fühlte, dafs es nur kleine Bruchstücke ihres Inneren waren, die sie zu Hause und Jenda anvertraute. Nur ihm, ihrem Kinde konnte sie sich noch ganz anvertrauen. Bei der Erinnerung an das Kind erglänzte ihr Gesicht. Sie ging in das Schlafzimmer, in dem der Junge lag und blieb vor seinem Bettchen stehen. Warm und innig blickte sie auf das schlafende Kind.

Wieder ging sie in das Nebenzimmer; dann trat sie, kurz entschlossen, in Hanušs Arbeitszimmer.

„Man kann wahrhaftig nicht mehr mit Dir sprechen“ sagte sie nochmals.

Hanuš wandte den Kopf. Kurz und schroff antwortete er:

„Ich habe eben nicht so viel Zeit, um sie mit leerem Gerede ausfüllen zu können.“

„Du hast nie Zeit,“ antwortete sie.

„Nach Deiner Schätzung eben nicht. Ich kann nicht dafür, dafs — —“

Otilchen lächelte bitter, blickte auf die Strafse und schwieg. Nach einer Weile sagte sie:

„Um nichts in der Welt wollte ich, dafs unser Kleiner ein solcher Mensch werden würde, wie Du bist.“

Hanuš lachte mit verachtungsvoller Betonung: „Darüber zerbreche ich mir heute noch nicht den Kopf.“

„Ich tue das,“ antwortete sie.

Wieder entstand eine Pause, bis Hanuš sagte:

„Vielleicht sollte er zu so einer wunderbaren Erscheinung aufwachsen, wie Dein Bruder ist?“ Dann lachte er spitz.

„Ja, lieber so,“ sagte Otilchen. „Jenda ist nicht so hart wie Du. Aber bei Dir ist es, als ob Du Dich absichtlich mit einem Festungsgraben umgäbest. Entweder läfst Du Einen nicht zu Dir, oder Du blickst verachtungsvoll.“

„Findest Du?“ fragte er höhnend. „Weiſst Du, ich bin, wie Du weiſst, aus anderem Holz, ich stamme aus dem Dorf.“

„Und trotzdem lebst Du auch mit denen, mit Deinen Leuten, nicht in Frieden. Und an mir willst Du all dies vergelten.““

„Gut. Aber jetzt laſs mich in Frieden,“ schrie Hanuš.

XXXV.

Otilchen ging. Sie war erregt und niedergeschlagen. Auch Hanuš war im höchsten Grade erregt. Eine Weile lang ging er durch sein Arbeitszimmer, dann setzte er sich wieder und blickte mürrisch. Vergebens wehrte er sich. Immer wieder erschien ihm Soumar, immer wieder erwachte die Erinnerung an vergangene Zeiten, an vergangene Fragen. Das Gespräch mit Otilchen hatte all dies nur verschärft. Von einigen Seiten kämpften Wellen gegen ihn an und zerschellten, wie an einem unbezwingbaren Felsen. Jahrelang kämpften die Wellen schon so, aber heute fühlte er mehr, denn je, daſs die Wellen die Fundamente, auf denen er stand, unterwühlten.

Auch er hatte eine Krisis durchzumachen. Soumars Tod hatte ihn in der Tat erschreckt. Unruhe und Bangigkeit erfüllte sein Bewuſstsein, Gewissensbisse stellten sich ein. Er konnte sich freilich lächelnd sagen, daſs er nicht den geringsten Anteil an dem Tode habe, er war überzeugt, daſs Soumars Selbstmord der lo-

gische und konsequente Abschlufs seines Lebens war, und konnte sich trotzdem gewisser Selbstvorwürfe nicht erwehren. Dabei überblickte er auch seine Vergangenheit. Was war an dieser Vergangenheit nicht richtig? Er war ganz folgerichtig und fest, wie es das Leben verlangt hatte, dem Ziele nachgegangen, seine Eigenart in der Welt zu behaupten.

Er sah die ganze Natur von demselben Prinzip beherrscht. Er sah, wie alle Geschöpfe um ihren Platz im Weltganzen kämpften, wie sie kämpften und oft unterlagen Die Stärkeren siegen — die Schwächeren unterliegen. Er erkannte das Gesetz, er mufste es anerkennen, wozu also seine Zweifel? Tun nicht alle anderen dasselbe, was er getan hatte? Vielleicht verdecken sie ihre Bestrebungen durch einen zur Schau getragenen Altruismus, aber am Ende? „Naturam furca expellas, tamen usque recurret“ — kurz der Egoismus herrscht. Und wer sich seinen Platz nicht zu sichern vermag, der endet so, wie Soumar geendet hatte.

Mit dieser Formel verscheuchte er seine Bedenken, nach dieser Formel beurteilte er sein Verhältnis zu seiner Familie und Heimat. „Ich habe kein Recht, meinen Vater zu verurteilen. Er hat ganz richtig gehandelt, so wie ich richtig gehandelt habe. Jeder auf seine Art.“ Und doch erfüllte ihn die Erinnerung an seine Mutter mit Licht und Wärme — warum wirkte seine Mutter so auf ihn? Und doch kehrten die Gedanken an seine Heimat immer wieder, und die Frage, warum in seinem Vaterhause keine Harmonie geherrscht hatte, warum es ihm nicht gelungen war, in seinem neu ge-

gründeten Heim eine Harmonie zu schaffen, warum, als er sich von seiner früheren Welt abgeschnitten hatte, nicht wenigstens Frieden in seine neue Welt eingezogen war. Woher kam der stete Zwist in seinem Leben mit Otilchen? Woher der stete Unfriede und seine gereizte Stimmung?

Während er so da saſs, kam Jenda wieder. Im Vorzimmer hatte er erfahren, daſs Hanuš zu Hause war und so trat er gleich in sein Arbeitszimmer.

In Hanuš stieg die Wut auf. Er erblickte eine Absicht in dem Besuch. Schnell wandte er sich selbst ein, daſs es keine böse Absicht sein konnte, aber er war heute bereits so erregt, daſs er überall böse Absicht zu sehen glaubte. Er empfing Jenda kurz und kühl, er bewaffnete sich mit einem höhnischen Lächeln.

„Was hast Du denn nur gesagt?“ fragte Jenda, dem das Aussehen seines Schwagers entging, und legte Hut und Paletot ab.

„Warum interessiert Dich das so?“ antwortete Hanuš schroff.

Erst jetzt sah ihn Jenda an. Eine Weile lang blickte er ihn unverwandt an, schwieg und begriff.

Aber dieser Blick war Hanuš geradezu unerträglich. Er kehrte Jenda den Rücken und begann auf und ab zu gehen.

Jenda setzte sich. Er sagte: „Du bist, wie ich hörte, der Ansicht, daſs er geisteskrank war. Es kann sein, daſs etwas derartiges in den letzten Augenblicken eingetreten ist...“

„Ich sage Dir,“ unterbrach ihn Hanuš, „daſs mich das nicht im geringsten interessiert.“

Gleich stockte er aber. Der Gedanke ging ihm durch den Kopf, daſs er sich auf diese Weise nur bloſsstelle und das Gegenteil erreiche. Um so gröſseren Ärger empfand er. „Kurz, was geht mich das an? Die Welt wird ein Leben entbehren können — und ein solches Leben ganz besonders leicht."

Jendas Lippen verzogen sich. „Dann will ich wieder gehen," sagte er finster. Er erhob sich und nahm seinen Hut. In seinen Blicken konnte man lesen: „Ich verstehe, ich verstehe zu gut. Siehe, heute schwebst Du in der Luft und suchst nach festem Boden unter Deinen Füſsen."

Er reichte Hanuš die Hand. Laut sagte er: „Ich wollte Dir etwas sagen, aber ich will es für eine andere, günstigere Zeit lassen."

„Wie Du meinst," antwortete Hanuš.

XXXVI.

Als Hanuš allein gelassen wurde, blieb er bis zum Abendbrot in seinem Arbeitszimmer. Die Unruhe wurde er nicht mehr los. Ja, nachdem Jenda gegangen war, tobte es immer mehr in ihm und stieg ihm zu Kopfe. Vergebens erklärte er sich selbst, daſs es für ihn keinen Grund zur Erregung gebe. Soumar hatte sich eben erschossen. Das war eine Tatsache, die für ihn keinerlei Konsequenzen nach sich zog.

Aber eigentlich war es nicht mehr Soumars Tod, der ihn beschäftigte, sondern eine unruhige Unzufriedenheit, die ihn schon lange

beherrschte, deren Ursache er vergebens aufserhalb seiner Person suchte.

Als man ihn zum Abendbrot rief, trat er mit ablehnender, sehr finsterer Miene ein. Ohne zu sprechen, setzte er sich. Auch Otilchen sprach nicht. Das Dienstmädchen, das die Spannung bemerkte, war sehr aufmerksam und ging, als sie bediente, auf den Fufsspitzen.

Ihre Aufmerksamkeit reizte Hanuš. „Blödes Weib!" sagte er sich. Als er gegessen hatte, trank er aus und ging wieder in sein Zimmer.

Da begann Otilchen mit ängstlicher Stimme: „Sag' mir mal, was ich Dir getan habe? Warum bist Du so?"

Hanuš blickte mit Hohn auf.

„Die Sentimentalität verzeihe ich Dir. Du weifst, wie gerne ich sie mag." Aber er antwortete doch gleich und Otilchen sah, dafs es ihm angenehm war, dafs sie ein Gespräch begonnen hatte. Sie sagte:

„Ich werfe Dir doch nichts vor . . . ich . . im Gegenteil. Nur Du bist unzugänglich und gegen mich gereizt. Soll mir das nicht leid tun? Kann ich denn glauben, dafs Du mich aus Liebe geheiratet hast?"

Hanuš brach in ein lautes Lachen aus: „Es geht nichts über weibliche Empfindlichkeit!"

Er ging in sein Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch, legte ein Buch vor sich hin, erwartete aber, dafs ihm Otilchen folgen würde. Er wartete eine Weile, Otilchen kam nicht. Er wartete weiter, erhob sich, ging umher. Er ärgerte sich darüber, dafs in ihm etwas vorging, über Otilchen, über seine Umgebung. Er zitterte vor Erregung, die sich in ihm häufte

und keinen Ausgang fand. Er holte einen Brief aus seinem Schreibtisch und begann zu lesen. Er dachte nach.

Da trat Otilchen ein. Sie hatte geweint und preſste mit Mühe einige Worte heraus.

Wieder warf er ihr Sentimentalität vor, aber diesmal nicht schroff. Er fürchtete sie zu reizen.

„Übrigens hier hast Du einen Brief," sagte er mit gefälschter Gleichgiltigkeit. „Lies darin, warum ich so ein elender Mensch bin und woher die ganze Komödie stammt."

Er reichte ihr den Brief, den er eben erst hervorgesucht hatte. Otilchen war überrascht und begann eilig zu lesen, während er im Zimmer auf und ab ging. Bald erkannte sie, daſs der Brief von Kattinka stammte. Seine Unruhe begann sich zu lösen, ihm wurde freier. Mit Spannung verfolgte er Otilchens Gesichtsausdruck.

Als sie zu Ende gelesen hatte, wandte sie ihm fragend die Augen zu. „Die Wahrheit suchen, die Schönheit lieben, das Gute wollen, das Beste tun — —" unwillkürlich wiederholte sie die Schluſsworte. „Wie schön sie doch geschrieben hatte!" sagte sie.

Es kam zu einer gegenseitigen Erklärung. Er erzählte, wie und wann er den Brief erhalten hatte. „Das war die elende Handlungsweise, deren er mich bezichtigte. Ich habe es längst gewuſst, daſs er nur eifersüchtig gewesen war!"

Aber Otilchen schien dies alles nebensächlich. Ihr blieben nur die Worte haften, die Kattinka über die Ehe geschrieben hatte.

„So eine Ehe lockt mich nicht, sondern erfüllt mich mit Grauen. Es ist ein schreckliches Leben, wenn zwei Menschen im gewissen Sinne so intim leben und sich doch fremd gegenüber stehen!“ Sie blickte auf diese Zeilen. Dann sah sie auf Hanuš: „Und Du selbst wünschest, daſs auch unsere Ehe so werde... warum hast Du es mir nicht gesagt? Es wäre anders geworden.“

Hanuš war zufrieden. Er hatte die Wehr durchbrochen, die Spannung war geschwunden. Er fühlte freiere Luft um sich und nur aus Stolz bemühte er sich noch, sich eine Zurückhaltung aufzuerlegen.

Otilchen las von neuem und wiederum sagte sie warm:

„Ich würde es wollen... Ich... ja. Genau so, wie sie es schreibt. Vielleicht war es Schikkung, daſs sie so zu uns gesprochen hat. Meinst Du nicht?“

Er lächelte, aber es war ein warmes, freundliches Lächeln.

„Warum antwortest Du nicht? Warum sollen wir einander feindlich gegenüber stehen? Glaub' mir, es war Schickung. Versprich mir! — —“

„Was wollen wir einander versprechen?“

„— — anders zu sein. So wie sie es sich dachte.“

Sie setzten sich näher zu einander und fühlten, daſs sie sich jetzt in der Tat näher standen. Die durchbrochene Wehr wurde immer weiter weggespült.

„Wie schön ist es, ideal zu sein, wie sie," schwärmte Otilchen. „Sie tut mir leid und er auch. Wie wunderlich ist doch das Leben!"

„Wunderlich und natürlich zugleich," ergänzte er. Auch er empfand eine Sehnsucht, aber er war schon frei von Zorn und Bangigkeit. Er war zufriedener.

XXXVII.

Jenda schied von Hanuš mit der Überzeugung, dafs er erkannt hatte, was in ihm vorging.

Doch er befafste sich nicht lange mit Hanuš. Er hatte etwas anderes am Herzen, das ihn beschäftigte.

Er ging nach Hause, zündete die Lampe an und nahm ein Buch zur Hand. Aber bald sah er, dafs er heute schwerlich werde studieren können. In Gedanken erhob er sich und ging lange auf und ab.

Man rief ihn zum Abendbrot. Eine Stunde lang blieb er im Speisezimmer, dann kam er wieder zurück. Wieder setzte er sich zu einem Buche, dann stand er kurz entschlossen auf.

Eilig zog er sich an, erklärte, dafs er heute abend noch irgend wohin mufste, und verliefs das Haus, das während des Standrechtes um 7 Uhr geschlossen wurde.

Es fror. Auf der Strafse atmete er aus voller Lunge.

Er ging raschen Schrittes gegen Žižkov zu. In seinem Innern machte sich eine Ungeduld

geltend, die sich seiner stets nur vor wichtigen Entschliefsungen bemächtigte. Dazu trat auch Angst, die aus der Ungeduld entsprang, die Angst, er möchte mit seinem Entschlufs nicht zu spät kommen. Er eilte noch mehr.

Unterwegs stiefs er mit einigen Militärkordons zusammen, einigemal mufste er umkehren und andere Wege einschlagen.

Endlich kam er glücklich an. Er klingelte, denn auch hier war das Haus geschlossen. Eine Weile mufste er warten, bevor der Schlüssel ins Schlofs gesteckt wurde. Dann folgte er der Frau, die ihm geöffnet hatte, ins Souterrain zu Bartoš.

Alle waren überrascht über seinen späten Besuch. Bartoš stand am Ofen in blauen Unterhosen mit einem auf der Brust offenem Hemd und wollte ins Bett steigen. Im anderen Bett lag ein kleines Mädchen im Hemd und versteckte sich.

Jenda entschuldigte sich, er sagte, dafs er lieber nicht hätte kommen sollen, dafs es zu spät wäre.

Dann sagte er, er hätte eine bestimmte Angelegenheit im Kopf und sei hauptsächlich deswegen gekommen. Auch hätte er gerne mit Bartoš gesprochen, den er nachmittags nicht getroffen hätte.

In dem zögernden Gespräch über Soumars Tod erklärte er immer wieder, dafs keiner das Recht habe, sein eigenes Leben zu beschliefsen. Die Eheleute waren nicht ganz seiner Ansicht und sprachen den drückenden Verhältnissen die Schuld zu.

Jenda schwieg eine Weile, dann hob er den Kopf und begann:

„Nun will ich Ihnen sagen, weshalb ich gekommen bin. Ich würde gerne Soumars Zimmer mieten. Es ist leer geworden — und so —"

Sie sahen ihn verblüfft an.

Jenda erhob sich. Ernst sagte er:

„Ihnen erscheint dies sonderbar. Vielleicht ist es das auch. Aber für mich ruht darin eine gewisse Bedeutung, und wenn Sie können, so vermieten Sie mir das Zimmer!" Dann erklärte er sich ausführlicher. Er sagte, dafs er gerne zu ihnen ziehen, hier in diesem Zimmer seine Studien beenden würde, um schon jetzt mit dem Leben zu verwachsen, dem er durch seine bisherige Umgebung fern war und dem er durch seinen Beruf nahe sein müsse und werde. Er sagte, dafs er durchaus nicht Proletarier werden wolle, dafs er nur mit dem Herzen jenen Menschen näher rücken wolle, die er als Arzt später behandeln würde und die einer Hilfe bedürften. Schon lange hatte er an einen ähnlichen Wechsel gedacht und nach Soumars Tode hatte er sich fest dazu entschlossen. „Ich kenne Ihr Leben gar nicht, Ihre Kreise waren mir bis heute so verschlossen, wie Ihnen die bürgerlichen. Nur wenn man sich näher kennen lernt, kann man sich lieben."

Sie hörten ihm mit Interesse zu.

„Wie Sie denken," sagte Bartoš.

Frau Bartoš nahm gleich die Lampe vom Tisch, öffnete die Tür und führte ihn in Soumars Zimmer. Er blickte sich um. Es war alles so, wie zur Zeit, als Soumar hier wohnte,

nur das Bett war bereitet. Frau Bartoš wies dahin und sagte, dafs Karl heute hier schlafen sollte.

Niemand antwortete. Jenda blickte ins Leere. Erinnerungen wurden in ihm wach. Da lagen noch die vielen Bücher.

Dann erklärte er, dafs alles so bleiben solle und dafs er nur noch etliche Sachen herschikken werde. In einer Woche wollte er einziehen.

Er ging nach den Weinbergen zurück. Es war ihm froh uns Herz. Schon lange hatte er keine solche Befriedigung empfunden.

Einigemal blieb er stehen und sah durch die menschenleeren Strafsen, in denen nur Patrouillen zu sehen waren. Nur hier und da sah er einen Fufsgänger. Die Sterne leuchteten über seinem Kopfe. Aber auch aus seinen Augen glänzte etwas Helles — — die Freude über seinen Entschlufs.

Er wufste wohl, dafs er keine grofse Tat vollbracht hatte. Was war es denn für eine Tat, dahin zu ziehen, wo unzählige Andere wohnten? Aber um einen Schritt, einen kleinen Schritt hatte er sich jenen Leuten genähert, die er aus der Nähe bisher nur im Krankenhause gesehen hatte, oder auf den Strafsen bei den smíchover Ziegeleien, wohin er manchmal spazieren ging, wo er ihre geschwollenen, grofsen, unförmigen Hände sah.

Bei diesen Gedanken ging er schneller, das Blut stieg ihm zu Kopfe. Jubelnd schritt er einher. Ein Meer von Glückseligkeit durchströmte ihn, er fühlte sich reiner und freier.

XXXVIII.

Montags fand Soumars Begräbnis vom pathologischen Institut aus statt. Viele Studenten und die jüngere Arbeiterschaft war erschienen. Das Begräbnis wurde mit nicht geringem äußerem Aufwand gefeiert, man konnte die ordnende Hand eines Regisseurs wahrnehmen, der den Sarg, die Kränze, die Dornenkrone, die eiserne Fessel und ein riesiges Palmenblatt mit glänzenden Bändern besorgt hatte.

Der Sarg wurde in den Wagen getragen. Feuchter Schnee fiel vom grauen Himmel. „Also los!" sagte Mikyška und eilte nach vorn, wo ein Jüngling mit einem Palmenblatt den Zug eröffnen sollte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es war kein Priester da, weil Soumar sich für konfessionslos erklärt hatte. Vor dem Sarg gingen nur Reihen von Studenten und Arbeitern und dann ein schwarzgekleidetes Mädchen, die auf weißrotem Kissen die Symbole des Kampfes und der Gefangenschaft trug, die Dornenkrone und die Fessel.

Längs des Wagens schritten einige frühere Mitverurteilte. Sie hielten die Bänder der Kränze, die auf dem Sarge lagerten. Hinter dem Wagen schritt Soumars Bruder, dann das Ehepaar Bartoš und einige politisch markierte Personen, darunter Mikyška und Dr. Mrázek.

Mikyška war hierher zurückgekehrt, sobald er vorn die Befehle zum Aufbruch erteilt

hatte. Er war es, der für diese Form des Begräbnisses Sorge getragen hatte.

Unterwegs sagte er zu Dr. Mrázek: „Wenn auch Soumar in letzter Zeit sehr viel geschwankt hat, ursprünglich hat er der nationalen Idee doch grofse Dienste erwiesen. Es ist unsere Pflicht, sein Begräbnis feierlich zu begehen. Und es gibt keine bessere politische Propaganda, als so ein Begräbnis."

Dr. Mrázek nickte. Der Zug bewegte sich durch die Korngasse zu den Weinbergen. Eine Truppe berittener Polizisten begleitete ihn. Die Vorübergehenden blieben stehen, aus den Fenstern blickten die Menschen erstaunt auf das Begräbnis das klanglos vorüberzog.

Mikyška war begeistert. Zu Dr. Mrázek sagte er:

„Schade, dafs die Polizei nicht erlaubt hat, dafs wir ihn den ganzen Weg tragen. Man hätte abwechseln müssen. Die hätten ihn tragen müssen, die mit ihm gefangen waren. Das hätte imponiert."

Dann bemerkte er Jenda und Hanuš im Zuge. Das machte ihn für einen Augenblick beklommen.

XXXIX.

Um drei Uhr gelangte der Zug zum Friedhof. Am Eingang drängten sich die Menschen und eilten durch Haupt- und Nebenstege zur Begräbnisstelle. Es war ein Priester beim Grab erschienen. Eine Stimme erklärte: „Kein Prie-

ster!", aber der Sarg und das Grab wurden doch gesegnet.

Mikyška drängte sich vor und sprach. In verborgenen Worten propagierte er den Kampf für nationale Ideen am Grabe dessen, der sein Leben lang ein Märtyrer dieser Ideen war. Ganz klar durfte er zur Zeit des Standrechtes nicht sprechen.

Einige Männer ergriffen die Seile, es wurde ein Zeichen gegeben und der Sarg sank hinab. Da erschien das schwarzgekleidete Mädchen, hob die Fesseln und die Dornenkrone empor und warf sie ins Grab. Man begann zu singen, aber die Polizei gab ein Zeichen, dafs nun alles beendet sei, und begann auch gleich die Menge zu zerstreuen.

Jenda und Hanuš entfernten sich schnell durch die Hinterpforte des Kirchhofs. Sie schwiegen.

Hanuš schritt mit grofsen Schritten vorwärts und blickte zu Boden. Er zupfte an seinem Schnurrbart und lächelte. Er lächelte eher bitter, als böse. Jenda blickte ihn erstaunt an.

Auch ihm war traurig zu Mute, manch nachdenkliches Gefühl erfüllte ihn.

Es dunkelte und sie schritten wortlos durch die Winterlandschaft. Beide vergafsen ihre augenblickliche Umgebung und versenkten sich in eine Vorstellungswelt, die in Vergangenheit und Zukunft lag. Noch einmal, wie so häufig in den letzten Tagen, sah Hanuš seine Vergangenheit und gewann den Glauben, dafs er fest und unerschütterlich auf seinem Platze stehe, dafs er sich, wenn der Sturm um ihn brausen würde, wohl, wie manchmal in der Ver-

gangenheit, seufzend biegen, nie aber brechen werde.

Jenda dachte an das feierliche Begräbnis und an Mikyškas Ansprache, an all das, was unterwegs und am Grabe stattgefunden, und so wenig Sinn und Zusammenhang mit Soumars Leben hatte. Auch die stürmischen Tage, denen Prag kaum entronnen war, lebten in ihm auf. Dies alles stand in einem so grossen Gegensatz zu den leeren Phrasen, die Mikyška gesprochen hatte.

„Das ist der künftige Führer der Nation," brummte er.

Und er fühlte, dafs er dort auf dem Friedhof hätte aufstehen und auf Mikyškas Rede antworten müssen: „Nein und tausendmal nein. Sollen die ewigen, leeren Phrasen über nationale Begeisterung nie aufhören?"

Ein Gedanke aber erfüllte ihn doch mit Glück, der Gedanke an das Himmelreich, von dem er geträumt hatte, als er sich entschlofs, zu Bartoš zu ziehen. Er fühlte es wieder in sich wachsen. „Nein, es ist nicht möglich, dafs sich die Nation für die leere Phrase entscheiden sollte. Es dämmert irgendwo, ich ahne die Dämmerung und folge ihrem Licht."

Sie kamen zum weinberger Platz. Dort vor der Kirche an der Gartentür sahen sie einen Haufen Weihnachtsbäume, die in weifsen, frisch gefallenen Schnee gehüllt waren.

„Weihnacht!"

Jendas Blick verlor sich in der Ferne, als ob er dort etwas suchte; die grofse, letzte Weihnacht der Menschheit erblickte. „Wird Christus einmal erlösend in der Menschen

Herzen ziehen? Ahnend sah er in der Ferne sein ehemaliges Paradies des Guten und Vollkommenen, aber es war schon ein bleibendes Paradies.

An der Strafsenecke reichten sie sich die Hände und gingen auseinander: Hanuš noch immer mürrisch und nachdenklich, Jenda hell und entschlossen für das Leben.




Princeton University Library
32101 067494516

